Jena und Tilsit

Franz Mehring

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin

PRESENTED BY
WILLIAM ENGLISH WALLING
CHICAGO

Digitized by Google

Jena und Tilsit

Digitized by Google

Jena und Tilsit

▽▽

Ein Kapitel ostelbischer Junkergeschichte

von

Franz Mehring

Leipzig 1906
Verlag der Leipziger Buchdruckerei Aktiengesellschaft

Digitized by Google

369585
APR - 6 1931
F4765
.M47

Inhalt.

I. Der altpreußische Staat. Seite

Russische Satrapie 1
Ostelbischer Feudalismus 4
Borussischer Militarismus 7
Friderizianischer Despotismus 11
Der erste Raub an Polen 14
Die Fäulnis vor der Reife 17
Friedrich Wilhelm II. 20

II. Die französische Revolution.

Frankreich und Preußen 26
Preußen und Oesterreich 29
Der Kreuzzug gegen die Revolution 39
Der zweite Raub an Polen 46
Der rote Schrecken 48
Finis Poloniae 51
Der Baseler Friede 56
Friedrich Wilhelm III. 59
Der Reichsdeputationshauptschluß 62
Reformversuche 69
Austerlitz 74
Der Rheinbund 79

III. Die Katastrophe.

Wie der Krieg entstand 82
Der Aufmarsch 86
Die Doppelschlacht 89
Der Rückzug 95
Prenzlau und Ratkau 98
Die Kapitulationen der Festungen 100
Napoleon in Berlin 102
Der sächsische Verrat 106
Jenseits der Weichsel 108
Der Feldzug in Ostpreußen 111
Der Tilsiter Friede 115
Schluß 118
Quellennachweise 120

Digitized by Google

In der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts sind die historischen Schicksalstage nicht die Schlacht bei Leipzig und nicht die Schlacht bei Sedan, sondern der 14. Oktober 1806, als der altpreußische Staat von dem Erben der bürgerlichen Revolution in tausend Trümmer zerschmettert wurde, und der 18. März 1848, als proletarische Barrikadenkämpfer die feudalen Garderegimenter aus der preußischen Hauptstadt trieben.

An diesen Tagen erhielt die ostelbische Junkerherrschaft, die als erstickender Alp auf dem deutschen Kulturleben lastet, entscheidende, wenn auch noch keine vernichtenden Schläge. Entscheidende Schläge, denn sie hat nach der Schlacht bei Jena die friderizianische Herrlichkeit so wenig wiederherstellen können, wie nach dem Berliner Barrikadenkampfe die vormärzliche Herrlichkeit. Aber noch keine vernichtenden Schläge, denn weder im Jahre 1806 noch im Jahre 1848 ist ihr das Heft gänzlich aus der Hand gewunden worden.

In wechselnden Formen haben sich die ostelbischen Junker immer wieder oben gehalten, in erster Reihe dank der mangelnden Kraft oder dem mangelnden Willen des deutschen Bürgertums, dann auch dank der Gunst oder der Ohnmacht der preußischen Krone und nicht zuletzt dank der stierköpfigen Hartnäckigkeit, womit sie jedes Interesse der Nation zertreten, sobald es ihre Klasseninteressen gefährdet. Sie kennen weder Gram noch Scham, weder Bildung noch Kultur, und die angeborene Farbe der Entschließung wird ihnen nie durch des Gedankens Blässe angekränkelt.

Nach dem politischen Bankrott, in den sich die deutsche Bourgeoisie selbstmörderisch gestürzt hat, bläht sich das ostelbische Junkertum um so dreister auf, und es führt heute eine Sprache, wie sie kaum in den Tagen vor Jena erhört gewesen ist. Ja, mit kecker Stirn nimmt es selbst die Schuld an Jena auf sich, indem es diese schimpflichste Niederlage, von

Digitized by Google

der die Geschichte zu erzählen weiß, in einen Kampf bei den Thermopylen verwandelt, in eine glorreiche Opferung der Junker für eine Nation, die durch Aufklärung entnervt und durch Humanität verweichlicht war. Man lese nur die Schrift, die der General v. d. Goltz, der kommandierende General in der Stadt, wo Kant in den Jahrzehnten vor Jena die Aufklärung und die Humanität vertrat, zur hundertsten Wiederkehr des Tages von Jena veröffentlicht hat.

Bezeichnend genug für das deutsche Bürgertum, daß seine Presse solchen junkerlichen Schnurren und Schrullen noch mehr oder minder lärmenden Beifall klatscht. Jedoch diese Toten mögen ihre Toten begraben! Was auf den nachfolgenden Seiten versucht werden soll, ist eben nur, dem deutschen Proletariat die historische Wahrheit über Jena und Tilsit zu vermitteln, das will sagen, derjenigen Klasse, die jeden neuen Tag ihre Waffen schärft, um den dritten und diesmal vernichtenden Stoß gegen die ostelbische Junkerherrschaft zu führen.

Digitized by Google

I.

Der altpreußische Staat.

Russische Satrapie.

In dem jahrhundertelangen Verwesungsprozesse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ist der altpreußische Staat emporgekommen, selbst ein Produkt der Verwesung, deren Spuren er an Haupt und Gliedern trug.

Es war nicht von ungefähr, daß während sich das Reich in eine unzählige Masse von Kleinstaaten auflöste, die Grenzwacht im Norden, Westen und Süden gänzlich zerfiel, Holland und die Schweiz ihre eigenen Wege gingen, Frankreich herrliche Besitzungen am Rhein an sich riß und im Norden selbst Mächte wie Dänemark und Schweden das deutsche Gebiet plünderten, daß sich zu gleicher Zeit im Osten die beiden Teilstaaten entwickelten, die in erbittertem Streit um die Herrschaft über die Trümmer des Reichs miteinander ringen sollten.

Es waren Kolonien auf erobertem slavischem Gebiet: Oesterreich eine bayrische, Brandenburg eine sächsische Kolonie. Sie wurden zusammengehalten durch die Gefahr, die von Osten her nicht nur die deutsche, sondern die europäische Entwickelung überhaupt bedrohte. Oesterreich wuchs zum mächtigen Staat empor, indem es im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die türkische Invasion unter den Mauern Wiens und in den ungarischen Ebenen wieder und wieder zurückschlug. Auch Brandenburg war ursprünglich eine Militärkolonie, ein Schutzwall gegen die slavische Welt, jedoch gelangte die hohenzollernsche Monarchie nie in so große historische Verhältnisse wie die habsburgische. Sie wurde bald überflügelt durch den militärischen Ordensstaat Preußen, dessen Erbe sie nur in der demütigen Stellung eines polnischen Vasallen antreten durfte. Im Besitze Brandenburgs, Ostpreußens und einiger meist kleiner Landessplitter, die ihr durch Erbschaft in Pommern und Sachsen, in Westfalen und am Rhein zugefallen waren, konnte sie immer noch nicht an eine ernsthafte Nebenbuhlerschaft mit dem Hause Oesterreich denken; dazu verhalfen ihr erst die schlesischen Kriege, aus denen der altpreußische Staat in der historischen Vollendung hervorging, die ihm überhaupt beschieden gewesen ist.

Digitized by Google

Immer aber blieb er der Vasall fremder Mächte, blieb seine Devise der permanente Reichsverrat. König Friedrich folgte nur den Spuren seiner erlauchtesten Vorfahren, des Kurfürsten Joachim und des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, die Pensionäre der französischen Krone gewesen waren, als er im Vertrauen auf französische Hilfe den Raubanfall auf Schlesien unternahm. In der Tat hat er nur mit dieser Hilfe der habsburgischen Monarchie ihre schönste Provinz entrissen. Die französische Krone schuf den habsburgisch-hohenzollernschen Dualismus als das sicherste Mittel ihrer eigenen Herrschaft über Deutschland; sie sah in Friedrich nur einen „Filigrankönig", einen Vasallen, der nach ihrer Pfeife zu tanzen habe. Und so verlangte sie, als sie im Jahre 1756 in einen großen Kolonialkrieg geriet, von dem preußischen Könige den Vasallendienst, daß er im französischen Interesse Hannover besetzen solle, dessen Kurfürst zugleich der König von England war, den einzigen Punkt, wo England auf dem europäischen Kontinent gepackt werden konnte.

Dessen weigerte sich Friedrich, und sicherlich aus sehr triftigen Gründen. Er wußte, daß Oesterreich noch lange nicht auf Schlesien verzichtet und bereits den russischen Beistand gewonnen hatte, um diese Provinz zurückzuerobern. Nur fehlte es beiden Mächten noch an Geld, und so hütete sich Friedrich, durch einen Angriff auf Hannover die englischen Subsidien für sie locker zu machen. Er schlug den Wunsch der Franzosen ab und schloß vielmehr mit England die sogenannte Westminsterkonvention, worin sich beide Mächte verpflichteten, in dem auf amerikanischem Boden zwischen England und Frankreich ausgebrochenen Kriege jede Invasion Deutschlands durch eine fremde Macht zu hindern. Die patriotische Legende hat diese Konvention zum Ruhme Friedrichs in dem Sinne auslegen wollen, daß er durch sie die Franzosen von einem Angriff auf Hannover, von einem Betreten des deutschen Bodens habe fernhalten wollen. Tatsächlich aber hat Friedrich die Franzosen wiederholt zur Invasion Hannovers, also zum Einbruch in Deutschland aufgefordert, nur daß er selbst dabei aus dem Spiele bleiben wollte. Einzig weil England sich an Rußland gewandt hatte, um Landtruppen für die Verteidigung Hannovers zu gewinnen, schloß Friedrich die Westminsterkonvention, aus Angst vor den Russen, von denen er annahm, daß sie ihn angreifen würden, wenn sie erst einmal in Deutschland wären. Durch die Konvention erbitterte er nun aber die Franzosen so sehr, daß sie endlich dem langjährigen Werben Oesterreichs nachgaben und der antipreußischen Koalition beitraten, die zwischen Wien und Petersburg längst geschlossen worden war.

So entstand der dritte und letzte Krieg um Schlesien, der sieben Jahre Deutschland verwüstet hat, wie es nur immer nach Friedrichs eigenem Zeugnis im dreißigjährigen Kriege verwüstet worden war. Gegenüber der Koalition Frankreichs, Oesterreichs und Rußlands erwies sich das englische Bündnis für Friedrich als sehr unfruchtbar, bis auf die Subsidiengelder, die er selbst als eine schwere Demütigung empfand. England behandelte den preußischen König ebenso als seinen Vasallen, wie es Frankreich getan hatte, als einen gemieteten Landsknecht, der ihm nach dem bekannten Worte des älteren Pitt Amerika in Deutschland erobern sollte; aus Rücksicht auf den englischen Handel

Digitized by Google

lehnte jedes Ministerium ab, eine Kriegsflotte in die Ostsee zu senden, wodurch der russische Bär im Zaume gehalten worden wäre, und als der Kolonialkrieg siegreich geführt worden war, warf das Ministerium Bute den preußischen Verbündeten wie eine ausgepreßte Zitrone zur Seite, indem es über seinen Kopf weg Frieden mit Frankreich schloß.

Was den preußischen König dennoch rettete, in der äußersten Bedrängnis, als er seinen Untergang schon dicht vor Augen sah, war der Rücktritt Rußlands von der feindlichen Koalition. Er wurde veranlaßt durch das richtig verstandene Interesse der zarischen Politik, die ebenso von der trunksüchtigen Zarin Elisabeth mit ihrem blinden Hasse gegen Friedrich, wie von dem verrückten Zaren Peter mit seiner blinden Schwärmerei für Friedrich mißverstanden worden war. Hat es unter den Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts einen genialen Uebermenschen gegeben, so war es nicht Friedrich, sonder die Zarin Katharina, jene hergelaufene Person, die, aus einem der kleinsten deutschen Fürstenhäuser stammend, blutarm an den russischen Thronfolger, eben jenen Peter, verheiratet worden war, diesen aber gleich nach seiner Thronbesteigung ermordet und sich selbst auf den Thron gesetzt hatte, auf den sie auch nicht die Spur eines Anrechts besaß. Sie erkannte richtig, daß den polnischen und türkischen Eroberungsplänen der zarischen Politik vor allem Oesterreich im Wege stand, dem sie den preußischen Dorn nicht aus dem Fleische ziehen durfte, ohne sich selbst ins Fleisch zu schneiden. Nicht die Vernichtung Friedrichs war ihre Aufgabe, sondern seine Erniedrigung zu einem Satrapen, der dem zarischen Despotismus bei dessen Raubzügen hilfreiche Hand leisten und namentlich den österreichischen Widerstand im Schach halten mußte.

Die Zarin spielte mit dem Könige, wie die Katze mit der Maus. Bis auf den Tod erschöpft, mit Oesterreich und den Westmächten tief verfeindet, war Friedrich schlechterdings auf die Gnade Rußlands angewiesen. Gleich nach Abschluß des Hubertusburger Friedens bettelte der angebliche Sieger in Petersburg um ein Bündnis, das ihm den Besitz Schlesiens sichern sollte. Er mußte sich in demütigendster Weise hinhalten lassen, bis ihm die Zarin endlich seinen Wunsch erfüllte, wogegen er sich verpflichtete, das polnische und das türkische Wild in ihr Garn treiben zu helfen. Er zahlte ihr Vasallentribut für ihre Türkenkriege, und als er mit ihr einen polnischen Schattenkönig gemacht hatte, schrieb er an sie: „Nichts scheint mir bewundernswürdiger, als daß Sie so große Dinge ohne Anstrengungen und ohne Anwendung von Gewalt ausgeführt haben. Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Eure Kaiserliche Majestät zwingt alle Welt bis zu der Hohen Pforte, die Trefflichkeit Ihres neuen Systems anzuerkennen. Sie sprechen, und die Welt schweigt vor Ihnen.“ Als Gegengabe für alle Dienste und Huldigungen durfte sich Friedrich öffentlich gerade so weit der zarischen Freundschaft rühmen, als nötig war, um in Wien zu ängstigen. „Der reelle Vorteil der Verbindung mit Rußland ist diese anscheinende Intimität, die dem Wiener Hofe imponiert,“ schrieb Graf Finkenstein, Friedrichs Jugendfreund und Minister.

Jedoch ist anzuerkennen, daß Friedrich dies Joch mit äußerster Ungeduld ertrug. Es lohnte sich wahrhaftig, den Rebellen gegen Kaiser und Reich gespielt zu haben, um an ein so erhebendes Ziel zu gelangen. Und

Digitized by Google

mindestens in den inneren Angelegenheiten des preußischen Staats wahrte er mit großer Entschiedenheit das Dekorum seiner angeblichen Souveränität. Hätte Katharina die Unverschämtheit besessen, von ihm zu verlangen, daß er eine russische Geheimpolizei auf preußischem Boden dulden solle, so würde er sich dem widersetzt haben; schon bei einem viel geringeren Eingriff in seine Verwaltung, als Rußland eine Erhöhung des preußischen Posttarifs nicht anerkennen wollte, schrieb er eigenhändig unter einen der Erlasse an seinen Gesandten in Petersburg, die, wie er wußte, von der russischen Polizei regelmäßig geöffnet wurden: „Ich fange an, des Joches, das man mir auferlegen will, gründlich müde zu werden. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, der Bundesgenosse der Russen zu sein, aber so lange meine Augen geöffnet sein werden, werde ich nicht ihr Sklave sein. Das können Sie jedem sagen, der es hören will." So weit hat er sich wirklich noch einen gewissen Respekt bei der Zarin zu erhalten gewußt; Stück für Stück auch von der inneren Souveränität des Staates an die russische Oberherrschaft preiszugeben, hat er seinen Nachfahren überlassen, den Bismarck und den Bülow.

Allein, welche Wendung durch Gottes Fügung! Gegründet als militärischer Schutzwall gegen die slavische Welt, erreichte der altpreußische Staat seine klassische Höhe als Satrapie eines asiatischen Despotismus.

Ostelbischer Feudalismus.

Man versteht jedoch diese Entwickelung in ihrem historischen Zusammenhange, wenn man einen Blick auf den sozialen Organismus des altpreußischen Staates wirft. Er war mehr ein Kasten-, als ein Klassenstaat; eingeschachtelt in die drei Geburtsstände der Bauern, der Bürger und des Adels, erinnerte er mehr an asiatische als an europäische Zustände.

Die Masse der Bevölkerung bildeten die Bauern, die nur durch eine erdrückende Militär- und Steuerlast mit dem Staate zusammenhingen. Ihre tatsächlichen Herren waren die Rittergutsbesitzer. Die Rittergüter führten den Namen Dominium und sie waren wirklich kleine Fürstentümer, vor denen die Souveränität des Staates ehrerbietig Halt machte. Die Bauern hießen Untertanen, der Rittergutsbesitzer hieß Herrschaft.

Sie schuldeten ihm das eidliche Gelöbnis der Treue und Untertänigkeit. Sie durften das Gut ohne seine Bewilligung nicht verlassen. Entwichene Untertanen samt ihren auswärts geborenen Kindern konnte die Herrschaft überall und zu allen Zeiten aufsuchen und zur Rückkehr nötigen. Die Untertanen mußten die herrschaftliche Genehmigung zur Heirat nachsuchen; wurde sie ihnen versagt, und sie heirateten dennoch, so verfielen sie dem Gefängnis.

Die Kinder der Untertanen konnten ohne ausdrückliche Erlaubnis der Gutsherrschaft weder ein bürgerliches Gewerbe erlernen, noch ein Studium ergreifen. Die Kinder aller Untertanen, die in fremde Dienste gehen wollten, mußten sich zuvor der Herrschaft anbieten; zum Auswärtsdienen bedurften sie eines Erlaubnisscheines der Herrschaft, der in der Regel nur auf ein

Digitized by Google

Jahr erteilt wurde. Die Herrschaft konnte faules, unordentliches und widerspenstiges Gesinde körperlich züchtigen, die Bauern und deren Frauen durch Gefängnis zu ihrer Pflicht anhalten. Die Untertanen durften ohne Einwilligung der Herrschaft keine Schulden machen oder ihre Grundstücke veräußern und verpfänden. Bei einem wirklichen Besitzwechsel, auch im Todesfalle, konnte die Herrschaft das sogenannte Laudemium fordern, eine Abgabe bis zu zehn Prozent des Wertes, den das Grundstück hatte.

Der Herrschaft standen die Hand- und Spanndienste der Untertanen zur Verfügung, manchmal auf Tage oder Ackermaß beschränkt, oft ganz ungemessen; eine Kabinettsorder des Königs Friedrich betrachtet es als großen Fortschritt, sie auf drei oder vier Tage in der Woche zu beschränken. Völlig unabsehbar waren die sonstigen Abgaben, welche die Untertanen zu leisten hatten: Blutgeld, Kurmede, Schutzgeld, Walpurgisschoß, Schäfersteuer, Bienenzins, Wachspacht, Wasserlaufzinsen, Hundekorn, Hetzgetreide, Spinngeld, Wirkegeld, Flachs- und Federposenlieferung, Hanf-, Docht-, Sumpf-, Ablager- und Heuergeld, Dienst- und Weidehafer, Pfeffergeld usw. Ein patriotischer Schriftsteller meint, eine vollständige Liste aller dieser Abgaben und Lasten würde ein „kleines Wörterbuch unholder Namen" füllen; ein anderer hat wirklich ein solches Lexikon zusammengestellt und 750 Nummern feudaler Menschenplackereien herausgebracht, die immerhin nicht überall gleichmäßig und gleichzeitig im Schwange gewesen sind. Eine ausdrückliche Erwähnung erheischt jedoch noch eine der scheußlichsten Bauernplagen, das Jagdrecht, das die Herrschaft auf den Aeckern der Untertanen ausüben durfte.

Mit alledem waren aber die Befugnisse der Herrschaft gegenüber den Untertanen noch nicht erschöpft. Die Herrschaft hatte auch kirchliche und staatliche Rechte; sie ernannte den Geistlichen und den Küster, und die Untertanen mußten alle Sonntage für sie beten. Dann stand ihr Polizei und Gerichtsbarkeit zu. Als Gerichtsherr konnte die Herrschaft ihre Gerichtseingesessenen in ihren eigenen Gerichten belangen, dagegen konnte sie wider ihren Willen in ihren eigenen Gerichten nicht belangt werden.

Alle diese tatsächlichen Rechte der Gutsherrschaft standen nun aber wieder nicht einer Klasse, sondern einer Kaste zu: dem Geburtsstande des Adels. Der Uebergang eines Rittergutes in bürgerliche Hände ließ sich zwar nicht immer vermeiden, aber er galt als unwillkommene Ausnahme, die der königlichen Genehmigung bedurfte; auch blieben den bürgerlichen Besitzern die sogenannten persönlichen Ehrenrechte des Rittergutes versagt: die Jagdgerechtigkeit, die Gerichtsbarkeit, die Patronatsrechte, das Stimmrecht auf Kreis- und Landtagen. Eingehende, sorgfältig berechnete Bestimmungen begünstigten die Rückkehr solcher Güter in adligen Besitz. Der Adel hatte einen eximierten Gerichtsstand: nur dem höchsten Gerichte der Provinz war er unterworfen Er hatte das erste Anrecht auf die Ehrenstellen im Staate: alle hohen und viele niederen Aemter, sowie die Offiziersstellen waren sein gesetzliches Monopol.

Das Gesetz nannte den Adel geradezu den ersten Stand im Staate und sorgte für die Reinhaltung seines Blutes. Nicht nur, daß es den stiftsmäßigen Adel mit seinem Nachweise vollbürtiger Ahnen beiderlei Geschlechts

Digitized by Google

aufrecht erhielt; es verfügte auch schlechthin für den ganzen Adel: „Mannspersonen von Adel können mit Weibspersonen aus dem Bauern- oder geringerem Bürgerstande keine Ehe zur rechten Hand schließen.“ Wie hieraus schon hervorgeht, war dem Adel das Vorrecht eingeräumt, Ehen zur linken Hand einzugehen; trat jedoch ein Adliger mit Verleugnung oder Verschweigung seines Standes in eine Innung oder Zunft ein, um bürgerliche Gewerbe zu treiben, so ging er seiner adligen Rechte verlustig.

Alle Einwohner, die ihrer Geburt nach nicht zum Adel- oder zum Bauernstande gehörten, wurden zum Bürgerstande gerechnet. Der Bürger war nicht ganz so rechtlos wie der Bauer, obgleich viele Städte, die sogenannten Mediatstädte, unter einer Gutsherrschaft standen, die ihre Magistrate ernannte. Doch war das städtische Handwerk durchaus noch in die längst verfallenen Schranken der Zunft gepfercht, und als Offiziere oder Staatsbeamten fuchtelten die Junker die Bürger ebenso zusammen, wie als Gutsherrschaft die Bauern. In kleinen Städten waren keine rechtlichen Bürger für den Posten eines Bürgermeisters oder Ratsherrn zu gewinnen, weil sie sich vor den Mißhandlungen des Garnisonchefs fürchteten, für die es keine Sühne gab. Auch sonst waren diese Posten wenig verlockend, da von einer wirklichen Selbstverwaltung der Städte nicht entfernt gesprochen werden konnte. Sie standen völlig unter der Willkür der Regierung, die am liebsten invalide Militärs, auch wenn sie völlig unfähig waren, in die städtischen Aemter schob.

Nicht einmal einen Prozeß durften die Magistrate ohne Erlaubnis der Regierung führen, nicht einmal über Gehaltszulagen von wenigen Talern, Vergütung für das Stellen der Stadtuhr, Anschaffung von Spritzen und Wagen, Bau von Brücken und Dämmen, Verbesserung des Straßenpflasters selbständig bestimmen; es kam vor, daß die Frage, ob ein Bürger neben dem Totengräberdienst die Anwartschaft auf die Nachtwächterstelle behalten dürfe, bis vor den König gelangte. Von Kulturaufgaben der Städte wußte der altpreußische Staat nun schon gar nichts; sie waren ihm reine Objekte der Ausbeutung, deren Einnahmen er zu steigern und deren Ausgaben er zu senken bemüht war, um seine eigenen Taschen zu füllen. Die Städte waren vogelfrei; durften sie über ihr eigenes Einkommen nicht verfügen, so wurden sie oft zu Leistungen herangezogen, zu denen sie in keiner Weise rechtlich verpflichtet waren; ihre Kassen mußten wohl Pensionen für Staatsbeamte zahlen, mit denen sie niemals die entfernteste Beziehung gehabt hatten.

Die politische Erniedrigung der Städte wäre unmöglich gewesen, wenn sie auf einer höheren Stufe der ökonomischen Entwickelung gestanden hätten. Aber sie hatten sich noch lange nicht von den Schlägen des dreißigjährigen Krieges erholt, als die Schläge der schlesischen Kriege auf sie herniederfielen. Industrie gab es noch so gut wie gar nicht, und wenn es mit dem Handel ein wenig besser stand, wenn reichliche Ernten einen guten Absatz des Getreides nach England oder Holland ermöglichten, so fiel der Vorteil davon doch in ungleich höherem Grade dem Adel zu, als den Städten. Sie waren so unmündig, wie die Bauern unfrei.

Digitized by Google

Borussischer Militarismus.

Max Lehmann, ein preußischer Historiker, der durch seine lehrreichen Biographien Scharnhorsts und Steins viel zur Zerstörung der patriotischen Legende beigetragen hat, will sich das soziale Gefüge des altpreußischen Staates von der militärischen Seite her erklären.

Er meint, die brandenburgisch-preußischen Herrscher hätten es unternommen, ihren Kleinstaat in eine Großmacht zu verwandeln, und deshalb die Bahn der Eroberung betreten. Dazu wäre ein stehendes Heer unentbehrlich gewesen, das wieder stehende Steuern und stehende Behörden zur Voraussetzung gehabt hätte, während eine ständische Beschränkung der Monarchie damit unvereinbar gewesen wäre. Als Schule für das Offizierkorps dieses Heeres, das, um seinen Zweck zu erreichen, nicht klein hätte sein dürfen, hätte sich wie von selbst das Rittergut dargeboten, das ja ebenfalls die Schöpfung einer militärischen Aktion gewesen sei, die Ausdehnung deutschen Volkstums nach Osten. Die Vorrechte der Rittergüter erschienen in diesem Zusammenhange als der Dank, den die Monarchie ihren Besitzern für den auf dem Exerzierplatz und dem Schlachtfelde geleisteten Beistand erwiesen habe. Was der Adel für das Offizierkorps, seien die Bauern für den Mannschaftenbestand gewesen. „Die Abschließung des dritten Standes, dem von der nationalen Wirtschaft zufiel, was übrig blieb, und der, soweit er auf den Namen eines Bürgers Anspruch machen konnte, vom Kriegsdienst befreit wurde, ergab sich dann als etwas Selbstverständliches." Der Staat erscheine hier als ein immerwährendes Feldlager, der König als der Feldherr, der alles sehe und anordne, die Adeligen als seine Offiziere, die auch im Frieden darüber wachten, daß die Dienstuer, Beurlaubten, Eximierten des Bauern- und Bürgerstandes Order parierten und die ihnen zugemessene Portion an Arbeit verrichteten.

In diesen Ausführungen liegt manches Wahre, nur daß die Wirkung zur Ursache gemacht worden ist. Hätten die brandenburgisch-preußischen Herrscher nach ihren absolutistischen Bedürfnissen den Staat einrichten können, so hätten sie uneigennützigere Leute sein müssen, als sie gewesen sind und als Fürsten überhaupt zu sein pflegen, wenn sie ihn als kaum verhüllte Junkeroligarchie hergestellt hätten. Aber das lag gar nicht in ihrer Macht. Denn die Wehrverfassung eines Landes ergibt sich aus seinen sozialen Zuständen und ist immer ihr getreuestes Spiegelbild, während sich die sozialen Zustände eines Landes niemals nach seiner Wehrverfassung umgestalten lassen.

Seitdem die Hohenzollern ins Land gekommen waren, hatten die einheimischen Junker diesen meist schwachen oder auch ganz unfähigen Fürsten die Vorrechte der Rittergüter abgehandelt oder abgelistet oder abgetrotzt, und sie waren längst in sicherem Besitze dieser Vorrechte, als nach dem dreißigjährigen Kriege kein Staat mehr ohne stehendes Heer, stehende Steuern und stehende Behörden dauern konnte. Die endgültige Besiegelung dieser Privilegien war nicht der Dank, den der Fürst für noch gar nicht vollbrachte Exerzier- oder Kriegstaten der Junker zahlte, sondern der erste Preis, um den ihm die Junker die Errichtung eines stehenden Heeres gestatteten.

Digitized by Google

Zum zweiten aber bewilligten sie die stehenden Steuern für die Unterhaltung des Heeres nur unter der Bedingung, daß sie für immer von allen Steuern frei blieben. Am ärgsten mußte der Bauer bluten, dem die sogenannte Kontribution auferlegt wurde, eine Abgabe, die sich mindestens auf den dritten Teil, in manchen Landesteilen aber bis auf die Hälfte dessen belief, was der Bauer für seinen eigenen Bedarf und für den Verkauf erntete. Die Städte wieder wurden mit der sogenannten Akzise beglückt, einer Grund-, Gewerbe- und Kopfsteuer, verbunden mit einer indirekten Steuer auf Getränke, Getreide, Fleisch, Viktualien, Kaufmannswaren und alle möglichen Artikel sonst. Der Adel blieb aber von jeder Steuer befreit, von der Kontribution wie von der Akzise, von dieser auch in seinen städtischen Besitzungen; nur in den später eroberten Provinzen Schlesien und Westpreußen wurde er zur Kontribution herangezogen, jedoch zu einem geringeren Prozentsatz als die Bauern.

Zum dritten endlich sicherten sich die Junker jene Anwartschaft auf die Ehrenstellen im Staate, namentlich im Heere, wodurch sie ungleich mehr gewannen, als sie in ihren verfallenen Ständetagen preisgaben. Die Junker und nicht die Fürsten bestimmten die Entwickelung des brandenburgisch-preußischen Heeres. Wie damals überall, bestand es zunächst aus Söldnern, die freiwillig geworben oder auch gewaltsam gepreßt wurden. Seine wirtschaftliche Einheit aber bildete damals, ebenfalls nach der allgemeinen Sitte, die Kompagnie; der Kompagniechef war „Unternehmer an der Spitze einer Waffengenossenschaft"; gegen ein Pauschquantum, das ihm die königliche Kriegskasse zahlte, hatte er seine Leute zu besolden und zu erhalten, sie mit Kleidung und Waffen zu versehen, den durch Desertion oder Tod verursachten Abgang zu ersetzen. Diese Kompagniewirtschaft entwickelten die Junker nun zu einem raffinierten System der Ausbeutung. Um die Werbekosten zu sparen, stellten sie ihre Bauern ein, die sich viel leichter fuchteln ließen und viel schwerer desertieren konnten, als das fahrende Gesindel, das sich um des teuren Handgeldes willen anwerben ließ und dann bei der ersten besten Gelegenheit ausriß; um auch den Sold einstecken zu können und die Gutsherrschaft nicht ihrer Arbeitskräfte zu berauben, wurden die also „enrolierten" Rekruten für den größten Teil des Jahres beurlaubt. Dieses System der Enrolierung und Beurlaubung ist, wie gerade Max Lehmann zuerst aus archivalischen Quellen nachgewiesen hat, von den Junkern „aus wirtschaftlichem Sonderinteresse" erfunden worden, gegen den heftigen Widerstand der Fürsten, die dadurch aus guten Gründen die Schlagfertigkeit des Heeres gefährdet sahen, namentlich des Königs Friedrich Wilhelm I., der sich jedoch begnügen mußte, durch das Kantonreglement von 1733 den einzelnen Regimentern beschränkte Rekrutierungsgebiete anzuweisen und die städtische Bevölkerung vom Militärdienst zu „eximieren", um sie wenigstens den gierigen Griffen der Junker zu entreißen.

Die Kompagniewirtschaft aber blieb eine nie versiegende Quelle der infamsten Erpressungen und Fälschungen, Gaunereien und Schurkereien. In den ihnen zugewiesenen Kantonbezirken herrschten die Kompagniechefs wie die Paschas; mit barem Gelde mußten sich die Kantonisten, auch wenn sie gar

Digitized by Google

nicht zum Kriegsdienst herangezogen werden durften, die Erlaubnis zur bürgerlichen Niederlassung und Verehelichung erkaufen. Die Präsenzlisten wurden, wie es in einer Kabinettsorder heißt, „um schnöden Gewinstes willen" gefälscht, die Beurlaubung auch auf die Ausländer ausgedehnt, die sogenannten „Freiwächter", die innerhalb der Garnison vom Wachtdienst befreit wurden und selbst für ihren Unterhalt sorgen mußten, während die Kompagniechefs ihren Sold in die Tasche steckten. Den „Dienstfuchsen" aber, das heißt den Soldaten, die bei der Fahne bleiben mußten, wurde Sold, Kleidung, Nahrung gekürzt, so kärglich dies alles zugemessen war; was einen Groschen kostete, wurde ihnen für zwei Groschen angekreidet; die Uniform wurde aus dem schlechtesten Tuch angefertigt, die Weste verschwand ganz bis auf einen an die vorderen Rockklappen genähten Lappen; alles Zeug war so knapp zugeschnitten, daß der Mann sich kaum rühren konnte und wie eine Gliederpuppe dastand, deren Arme und Beine sich nur bis zu einem gewissen Punkte bewegen konnte. „Die preußische Miliz stellt das Bild der entsetzlichsten Dürftigkeit dar. Die langen hageren Soldaten, mit Schultern, die sich unter den Stockschlägen krümmen, sehen eher enrolierten Galeerensklaven als Kriegsleuten ähnlich. Man hat ihre Kleidung hierzulande mit der Kleidung der Affen verglichen, welche die Bärenführer auf der Straße tanzen lassen." So schildert ein holländischer Schriftsteller die Armee des Königs Friedrich ein Jahr nach dessen Tode.

Es konnte auch nicht anders sein, denn die Kompagniechefs stellten den Zweck des Heeres völlig auf den Kopf. Die junkerlichen Helden fürchteten nichts so sehr wie den Krieg, der ihnen eine so ergiebige Grube schmutzigen Gewinnes verschütten mußte. Es ist anzuerkennen, daß die preußischen Könige gegen dies System nichtswürdiger Ausbeutung angekämpft haben; sie mußten es schon tun aus dem einfachsten Triebe der Selbsterhaltung. Aber trotz unzähliger Kabinettsorders haben sie nicht viel erreicht. Am schärfsten und treffendsten ist die Kompagniewirtschaft von den späteren Reformatoren des Heeres beurteilt worden; Boyen meinte, sie habe aus Offizieren „wuchernde Krämer" gemacht, und ähnlich sprach sich Scharnhorst aus, dem Gneisenau beipflichtete, sie habe die Armee um die Achtung der Bürger und des Auslandes gebracht, den Offizieren die Liebe der Soldaten geraubt und die Moralität vieler sonst braver Männer verdorben.

Die patriotische Legende hat das Kantonreglement von 1733 als den Anfang der allgemeinen Wehrpflicht zu verherrlichen gesucht, was im günstigsten Fall eine gedankenlose Redensart ist. Der Heeresdienst galt der Bevölkerung nicht nur als Unglück, sondern auch als Schande. In dem menschenarmen Lande deckte die gewaltsame Pressung der Bauernsöhne den Bedarf an Rekruten nicht; die ausländische Werbung blieb daneben bestehen, aber sie lieferte nur noch „Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher", wie Scharnhorst sagte. Die Zeiten waren für immer vorbei, wo die Aussicht auf Beute oder Ehre oder wenigstens auf ein ungebundenes Abenteurerleben die Werbeplätze der Frundsberg und der Wallenstein gefüllt hatte. Von alledem war im Heere des altpreußischen Staates nichts zu holen, sondern nur Hunger und Prügel in ewigem Einerlei. Je mehr es aber nur

Digitized by Google

der verächtlichste Auswurf der Gesellschaft war, der — und selbst er oft nur mit Lug und Trug — sich für den preußischen Waffendienst einfangen ließ, um so notwendiger wurde eine eiserne Disziplin, und sie wieder machte aus den „wuchernden Krämern" die grausamsten Wüteriche.

Hören wir, wie Max Lehmann das Gassenlaufen schildert, die gebräuchlichste Militärstrafe. Er schreibt: „Sie wurde von 200 Mann vollstreckt. In die von ihnen gebildete Gasse ging erst der Profoß des Regiments und verteilte die langen, in Salz getauchten Hasel- und Birkenruten. Dann wurde der Sträfling vorgeführt. Der Regimentsauditeur verlas das über ihn verhängte kriegsgerichtliche Urteil, die Tamboure des linken Flügels begannen die Trommeln zu rühren, dem Verurteilten wurde der Mantel abgenommen, der seine Blößen verhüllt hatte; mit nackter Brust und nacktem Rücken trat er seinen Schmerzensgang an. Er war an den Händen gefesselt, damit er niemandem, weder sich noch anderen, ein Leid antäte, an den Füßen gefesselt, damit er nur langsam vorwärts käme und ja kein Schlag fehl ginge; in den Mund war ihm eine bleierne Kugel gesteckt, um an ihr, nicht an der Zunge, den Schmerz zu verbeißen. Vor und hinter ihm schritten mit erhobenem Kurzgewehr Unteroffiziere, welche verhindern sollten, daß er zu schnell gehe oder etwa umwende; auf den Außenseiten der Gasse gingen hier der Major, dort der Adjutant auf und nieder, indem sie die eifrig Zuschlagenden belobten, die Säumigen durch heftigen, das Jammergeschrei des Gepeitschten und den Wirbel der Trommel übertönenden Zuruf bedrohten. Welch ein Anblick, wenn dann das Blut die Kleider überströmte und die Ruten beim Zurückziehen Fleischstücke losrissen; wenn der Gemißhandelte zusammenbrach, sich aufraffte, wieder zu Boden stürzte; wenn er, zum Gehen unfähig, wohl gar an einen Pfahl gebunden wurde und die Kameraden zum Schlagen an ihn herantreten mußten; nicht selten geschah, daß, wenn das höchste Maß, die dreißigste Exekution, erreicht war, der Delinquent in den Sarg gelegt wurde. Sehr begreiflich, daß der umstehende Bürger und Bauer regelmäßig für das Opfer dieser Scheußlichkeiten Partei ergriff, das ja seine Strafe oft genug für den Bruch eines Kontraktes erlitt, der durch List und Betrug zustande gekommen war. Und gar sehr würde man mit der Annahme irregehen, daß die Spießruten etwas Seltenes gewesen wären; noch im Jahre 1786 hörte ein französischer Offizier aus dem Munde eines Sachkenners die Versicherung, daß zwei Drittel von den Ausländern der Berliner Garnison die Strafe erduldet hätten." Und eine solche Exekution hat selbst einst ein Mann wie Scharnhorst kommandieren müssen.

Dabei aber war das Gassenlaufen wenigstens noch an ein vorhergehendes, mit rechtlichen Formen umkleidetes Verfahren geknüpft, wie viel oder wie wenig dies Verfahren im übrigen wert sein mochte. Allein solche Schutzwehr fehlte beim einfachen Prügeln. Selbst ein so großer Liebhaber und Verehrer des Stockes, wie der König Friedrich war, rief einmal unwillkürlich aus: „Was führen diese armen Soldaten für ein Leben; auf dem Exerzierplatze bekommen sie mehr Schläge, als Bissen Brot." Nach Friedrichs Tode wurde die Mißhandlung der Soldaten etwas einzuschränken gesucht: den Kompagnie-

Digitized by Google

chefs wurde verboten, ohne standrechtliches Erkenntnis, mehr als dreißig Schläge zu geben. Jedoch diese schüchterne Anwandlung von „Humanität" blieb ohne jede Wirkung; nach wie vor durfte nach Scharnhorsts Zeugnis jeder sechzehnjährige Fähnrich und jeder rohe Unteroffizier jeden alten Soldaten wegen eines unbedeutenden, unschuldigen Exerzier- oder Putzfehlers fast zu Tode prügeln. Und nach der Schlacht bei Jena sagte derselbe Scharnhorst: „Kein Soldat ist so erbärmlich gepeitscht worden, wie der preußische, und keine Armee hat weniger geleistet."

Das Bild der schauerlichen Landplage, die dieses Offizierkorps darstellte, würde unvollständig sein, wenn nicht noch erwähnt würde, daß es seine Mißhandlungen auf die bürgerliche Bevölkerung nicht minder erstreckte, als auf die militärische. Darüber sagt Lehmann: „Höhere wie niedere Offiziere schimpften, prügelten und sperrten die Bürger ein, die ihnen unbequem wurden; der Gouverneur von Breslau bedrohte Geheime Räte mit dem Stock und titulierte sie Schlingel und Esel; in den mit dem Zivil schwebenden Streitigkeiten maßte sich das Militär an, selbst sein Recht zu sprechen". Und dabei waren diese Offiziere das roheste und ungebildetste Pack von der Welt; sie brüsteten sich mit ihrem Mangel an Bildung, mit ihrer Unfähigkeit, richtig Deutsch zu sprechen; fand sich ein weißer Rabe unter ihnen, der einiges Interesse für die aufkeimende bürgerliche Kultur zeigte, wie der Major Ewald von Kleist, der Freund Lessings, so war er die Zielscheibe ihres banausischen Spottes.

Friderizianischer Despotismus.

Gekrönt wurde der Organismus des altpreußischen Staates durch das Königtum. Es war scheinbar allmächtig, und Friedrich II. wird als der klassische Typ des aufgeklärten Despotismus gefeiert. Aber er war eingeengt und eingeklemmt in einen verknöcherten Kastenstaat; mit seinem Despotismus war es nicht weit her, und am allerwenigsten mit seinem aufgeklärten Despotismus.

Anscheinend zwar regierte er völlig unumschränkt, mit ein paar subalternen Schreibern, die seine Befehle ausfertigten. Er sah seine Minister so gut wie gar nicht, hörte nicht auf ihren Rat, kommandierte darauf los, wie ihm gerade seine Laune stand, eine Laune, die mit den Jahren immer bitterer und galliger wurde. Er hat dadurch unzählige Menschen unglücklich gemacht, und so ging ein frohes Aufatmen durch das ganze Land, als den alten Menschenquäler endlich der Tod dahinraffte, den er am liebsten mit der Faust wegschlagen wollte. Allein die Kehrseite dieser täuschenden Allmacht war, daß der König die kastenmäßige Einschachtelung des Staates in Geburtsstände wie seinen Augapfel hütete und in erster Reihe die Vorrechte des Junkertums, womit er sich den bescheidenen Genuß erkaufte, diesem oder jenem einzelnen Junker einmal auf die Hühneraugen treten zu dürfen.

Er war darin viel kurzsichtiger, als sein Vater, der berufene Halbnarr, der sich wenigstens bemüht hatte, die königliche Gewalt auf Kosten des Junkertums zu erweitern, und mit nicht unrichtigem Instinkt darauf bedacht gewesen war, sich eine Behördenorganisation zu schaffen, worin es nicht ganz spärlich bürgerliche Elemente gab. Dabei hatte er sich freilich, in seinen

Digitized by Google

häufigen Anfällen von Tobsucht, von diesem oder jenem intriganten General oder Minister übers Ohr hauen lassen, was Friedrich schmerzlich genug am eigenen Leibe spüren mußte, als er in die bekannten Konflikte mit seinem Vater geriet. Seitdem verliebte er sich in das famose Dogma vom „ersten Diener des Staates", den der Fürst darstellen solle, um unabhängig auch von anderen Dienern des Staates ganz nach seinem souveränen Gelüste zu regieren. Was er aber tatsächlich damit erreichte, war nur zweierlei: einmal überließ er die Anfänge eines wohlgeordneten Behördenapparats, worin sein Vater mit gutem Grund die unumgängliche Vorbedingung eines wirklichen Absolutismus erblickt hatte, wieder dem Junkertum, dann aber setzte er an die Spitze des Staates eine subalterne Schreiberwirtschaft, die unter den Ursachen von Jena nicht die letzte und unwirksamste geworden ist.

Bei alledem wußte Friedrich sehr gut, daß seine biederen Junker nicht mit sich spaßen ließen und ihm seinen spielerischen Despotismus nur gestatteten, wenn er ihre Vorrechte um so sorgsamer respektierte. In der Tat ist dieser angeblich selbstherrlichste aller preußischen Könige von allen der gehorsamste Junkerknecht gewesen; sein Vater und auch seine beiden schwächlichen Nachfolger hatten doch bis zu einem gewissen Grade — versteht sich von ihrem fürstlichen Klassenstandpunkt aus — „bürgerfreundliche" Neigungen, er aber nie. Kein aufgeblasener Hidalgo ist je so stolz auf „blaues Blut" gewesen, wie dieser philosophische König, der Freund d'Alemberts und Voltaires. Die Kabinettsorders sind nicht zu zählen, worin er den Offizieren die Verehelichung mit bürgerlichen Frauen und Mädchen verbot; um nur beliebig eine herauszugreifen, so schrieb er im Oktober 1746 an den Generalleutnant v. Leps, er verweigere seine Genehmigung zur „Mesalliance" eines Leutnants v. Schwensitzky mit einer „Doktorswitwe". „Ihr habt also die Eurigen (Offiziere) vielmehr auf alle Weise davon abzuhalten, als Euch für sie wegen solcher Mariagen zu interessieren, denn Ihr sonst bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet." Diese Möglichkeit war für Friedrich der Untergang des altpreußischen Staates, und noch in seinen letzten Lebensjahren, als die Kant, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller längst berühmte Leute waren, meinte er, der Einbruch der Roturiers in das Offizierskorps werde der erste Schritt zum Verfall und Sturze der Armee sein, was von seinem bornierten Standpunkt aus denn freilich auch nicht unrichtig sein mochte.

In den ärgsten Nöten des siebenjährigen Krieges hatte er zwar Bürgerliche zu Offizieren ernennen müssen, aber kaum war der Friede geschlossen, als er sie mit Schimpf und Schande davonjagte und sich statt ihrer lieber die windigsten Abenteurer aus der Fremde verschrieb, wenn sie nur von Adel waren, Abenteurer von dem Schlage des Riccaut, den Lessing verewigt hat. Auch diese geniale Idee hat ihre Nachwirkung bis in die Tage von Jena gehabt; nach der Rang- und Quartierliste für 1806 waren unter den „höheren Stabsoffizieren" in fremden Ländern geboren: Franzosen 12, Italiener 3, Griechen 1, Polen 20, Oesterreicher 3, Holländer 6, Kurländer und Russen 23, Schweden 15, Dänen 7, Schweizer 13, Bayern 4, Württemberger 8, Mecklenburger 39, Anhalter 10, Braunschweiger 12, Sachsen und Thüringer 108, Hannoveraner 8, Hessen 18, aus allen übrigen nichtpreußischen

Digitized by Google

Gegenden Deutschlands ungefähr 50. Eine bei weitem zahlreichere und mannigfaltigere Mischung aller übrigen Nationen (auch Engländer, Schotten und Portugiesen) fand sich unter den Subalternoffizieren. Offiziere von französischen Familien und Namen, sowohl von den alten französischen Kolonien, als neue Einzügler, fand man in der Rangliste über tausend.

In der inneren Politik kannte der König kein höheres Ziel, als den starren Ständestaat aufrecht zu erhalten. War es schon eine ziemlich müßige Prahlerei seines Vaters gewesen, zu sagen, er stabiliere die Souveränität und setze die Krone fest wie rocher de bronce und lasse den Herren Junkern den Wind vom Landtage, so hatte Friedrich noch viel geringeren Grund, sich als den „einen Herrn im Lande" aufzuspielen mit seiner angeblich allumfassenden Tätigkeit für die einzelnen Gebiete des Staatslebens, Politik, Diplomatie, Heerwesen, Finanzverwaltung, Kultur und Volkserziehung, Landwirtschaft, Industrie, Handel. Er blieb fast in allen Zweigen der inneren Politik hinter seinem Vater zurück, beutelte durch die fürchterlichen Plackereien der Regie die Massen noch ärger aus, aber zerstörte dafür die einheitliche Verwaltung der Finanzen, die Friedrich Wilhelm I. geschaffen hatte; er vergaß dessen Wort, daß des Königs Kriegsknecht es besser haben müsse, als des Gutsherrn Ackerknecht, und ließ der junkerlichen Ausbeutung des Heeres alle Zügel schießen. Nur auf dem Gebiete der Rechtspflege gelangen ihm einige bescheidene Reformen, die der „Roturier" Cocceji durchsetzte. Ihren ärgsten Krebsschaden freilich, die junkerliche Patrimonialgerichtsbarkeit, wagte er nicht anzutasten, und auch das vielgerühmte Landrecht, das unter seiner Regierung vorbereitet, wenn auch erst unter seinem Nachfolger veröffentlicht wurde, begann mit dem Satze: „Personen, welchen vermöge ihrer Geburt, Bestimmung oder Hauptbeschäftigung gleiche Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft beigelegt sind, machen einen Stand des Staates aus", also mit der unverhüllten Proklamierung des in Geburtsstände geschachtelten Kastenstaats.

Ganz im Rahmen dieses Staates hielt sich auch Friedrichs auswärtige Politik. Er war hier, wie überall, der gehorsame Diener des Junkertums, indem er nur nach Eroberungen und Erwerbungen trachtete, die sich in das soziale Gefüge des altpreußischen Staates mit seiner ausschließlichen Junkerherrschaft einschalten ließen. Er trachtete nach der Annexion Schlesiens und Westpreußens, die er wirklich erreichte, nach der Annexion Sachsens und Vorpommerns, die ihm versagt blieb, aber die westlichen Besitzungen des Staates, die ein, auch nur im Sinne der damaligen Zeit, aufgeklärter Despot als die wertvollsten Edelsteine seiner Krone betrachtet haben würde, waren ihm geradezu eine Last, die er mit Vergnügen geopfert hätte gegen einige östliche Landstriche, die noch im Sumpfe des Feudalismus steckten. Den Grund gibt Lehmann richtig mit den Worten an: „Ueber die vornehmste Maxime der friderizianischen Staatskunst, die sich auf die planmäßige Trennung der Geburtsstände richtete, war der Westen längst unwiderruflich fortgeschritten." Es waren, alles in allem, immerhin 257 Quadratmeilen mit etwa einer halben Million Einwohner, darunter die Grafschaften Mark und Ravensberg, deren Industrie bereits einen Weltruf hatte. Jedoch gab es hier weder junkerliche „Herrschaften", noch bäuerliche „Untertanen"; die Teilung des

Digitized by Google

Bodens war weit vorgeschritten, die Grenzen zwischen Stadt und Land verwischt; „der gemeine Mann erfreute sich hier eines höheren Grades von Kultur und Wohlstand", wie die in den preußischen Staatsdienst getretenen Rheinländer sagten, und eben deshalb waren diese Landesteile dem Könige Friedrich ein Dorn im Auge.

Er war ganz frei von einem nationalen Bewußtsein, wie es in seinem Vater doch hin und wieder aufgeflackert war, wenn dieser sich rühmte, „gut kaiserlich" gesinnt und ein „deutscher Reichsfürst" zu sein oder auf die „Blitz- und Schelmfranzosen" schalt. Preußische Historiker haben versichert, daß Friedrich in die furchtbaren Gefahren des siebenjährigen Krieges gestürzt sei, um das linke Rheinufer vor den Franzosen zu schützen, aber das ist eitel Lug und Trug. Vielmehr hat Friedrich sich im siebenjährigen Kriege erboten, seine rheinischen Besitzungen den Franzosen und dazu seine ostpreußischen Besitzungen den Russen zu überlassen, wenn er dafür Sachsen erhielte. Am wohlsten fühlte er sich als französischer Vasall, und auch um die Franzosen nicht zu reizen, wäre er seine westlichen Besitzungen gern los gewesen. Er nannte den Rhein die natürliche Grenze Frankreichs, und so unlöslich hielt er sich mit Frankreich verbunden, daß er zu sagen pflegte, Elsaß-Lothringen und Schlesien seien zwei Schwestern, von denen die eine den König von Frankreich und die andere den König von Preußen geheiratet habe.

Gerade seine französische Vasallenschaft verstrickte ihn in den siebenjährigen Krieg. Wie er diesen Krieg durchgehalten hat, mit dem Gift in der Tasche, das mag für einen dynastischen Despoten des achtzehnten Jahrhunderts eine ganz achtbare Leistung gewesen sein, aber gerettet hat Friedrich sich aus der Brandung nur als russischer Vasall. Nichts falscher, als daß erst die unfähigen Nachfolger des Königs den Untergang des altpreußischen Staates verschuldet haben sollen; vielmehr führt ein ununterbrochener Weg von Roßbach nach Jena.

Der erste Raub an Polen.

Der Vasallentribut, den Friedrich der Zarin zu entrichten hatte, bestand in erster Reihe darin, ihr freie Hand in Polen zu schaffen. In dem preußisch-russischen Vertrage vom 11. April 1764 war durch geheime Artikel bestimmt, daß der König durch gute Dienste und, wenn nötig, durch Waffengewalt die Wahl des Piasten Poniatowski, der ein abgelegter Liebhaber Katharinens und ihr willenloses Werkzeug war, zum polnischen König unterstützen solle.

Dem polnischen Junkertum war gelungen, die feudale Herrlichkeit bis in ihre letzten Konsequenzen auszubilden. Durch die Verschiebung des Welthandels an die Ufer des atlantischen Ozeans, die sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert vollzog, wurde Polen schwerer betroffen als Deutschland und Italien, und zwar in dem Maße schwerer, als es ökonomisch hinter diesen Ländern zurückstand. Jedoch hatten die ökonomischen Umwälzungen des Reformationszeitalters einen neuen Handel für Polen entstehen lassen; je mehr sich die westeuropäische Geldwirtschaft entwickelte, um so mehr war Polen der „europäische Speicher" geworden, die Kornkammer für Spanien, Frankreich,

Digitized by Google

Flandern, England. Entscheidend für seine Zukunft wurde nun, daß die polnischen Junker nicht nur die Getreideproduktion, sondern auch den Getreidehandel in ihren Händen zu monopolisieren wußten. Dadurch wurde die Ansammlung des Kaufmanns- und Wucherkapitals verhindert, das eine polnische Manufaktur schaffen konnte, den Ausgangspunkt der modernen industriellen Entwicklung, zu der das zünftige Handwerk aus sich selbst heraus nicht zu gelangen vermag. Indem der polnische Adel den ganzen Handel des Landes an sich raffte und die Handelskapitalien in einem luxuriösen Leben verzehrte, statt sie in gewerblicher Produktion anzulegen, schnitt er die technischen Fortschritte ab, die sich im westlichen Europa vollzogen hatten, verödete er die polnischen Städte und würgte sie gewaltsam ab, wo sie ihm nicht schnell genug verödeten, wußte er die Entstehung eines dritten Standes völlig zu hintertreiben, aus dessen Klassenkampf mit dem feudalen Adel im westlichen Europa die moderne Monarchie und der moderne Staat, die Zentralisation der Verwaltung, das stehende Heer, ein ergiebiges Finanzsystem erwachsen waren.

Damit vollzog sich eine ganz ähnliche Entwicklung wie im ostelbischen Deutschland; von allen Menschen der Welt hatten die märkischen und pommerschen Junker das geringste Recht, über die polnischen Junker den Stab zu brechen. Es lag nicht an ihrem guten oder schlechten Willen, wenn sie es nicht ebenso weit brachten, wie die polnischen Junker, sondern nur daran, daß eine so völlige Ausrottung der Städte und des dritten Standes, wie in Polen, nach den historischen Existenzbedingungen Deutschlands bei alledem doch nicht möglich war. So wurde Polen das klassische Land der feudalen Anarchie: mit seiner Wahlmonarchie, mit dem Rechte der Konföderation, das heißt, dem Rechte der einzelnen Adeligen, sich gegen jede ihnen mißliebige Entscheidung bewaffnet zu erheben, mit dem liberum veto, dem Rechte jedes einzelnen Adeligen, als Mitglied des Reichstages durch die zwei Worte: Ich verbiete es, das Zustandekommen jedes Gesetzes zu hindern. Dabei war all dieses adelige Gesindel bestechlich, hatte immer offene Taschen für das Gold des Auslandes, tat nichts für die Verteidigung des Landes, so daß schon im Jahre 1662 der König Johann Kasimir, aus dem schwedischen Hause Wasa, als er nach zwanzigjähriger Quälerei mit diesem feudalen Tollhause den polnischen Staub von seinen Füßen schüttelte, dem Reichstage warnend zurief: Gott möge ihn einen falschen Propheten sein lassen, aber er fürchte, daß, dank den habenden Freiheiten des polnischen Adels, dereinst noch der Moskowiter, der Brandenburger und der Oesterreicher die Republik Polen unter sich teilen würden.

Anders urteilte König Friedrich über die polnische Anarchie; sie war ihm die beste Verfassung dieses Landes, die er um keinen Preis angetastet wissen wollte. Das war vom Standpunkt der altpreußischen Staatsräson auch durchaus logisch. Polen drückte auf die Mark und Pommern, umschloß Ostpreußen von allen Seiten, war auch der Provinz Schlesien in ihrer ganzen Länge vorgelagert; ein starkes Polen wäre also ein sehr unbequemer Nachbar gewesen. Aber aus demselben Grunde war es eine selbstmörderische Politik, Polen in die Hände des zarischen Despotismus zu spielen, es zum ständigen Standlager russischer Heere herzurichten, eine halb barbarische Macht in das

Digitized by Google

europäische Staatensystem einzuführen und sich selbst zum gehorsamen Vollstrecker ihres Willens zu machen; eine selbstmörderische Politik gerade auch vom altpreußischen Standpunkt, wenn auch keineswegs von ihm allein aus: ein ungeheurer Frevel dazu an den Interessen der europäischen Kultur.

Friedrich war gescheit genug, diesen Zusammenhang der Dinge einzusehen und auch seine Konsequenzen zu fürchten. Aber er kannte nur den Ehrgeiz des Schakals, der hinter dem Tiger jagt und nach einem Stück von der Beute lechzt. Eine Teilung Polens war schon ein halb dutzendmal geplant worden, und ein paarmal waren die polnischen Könige selbst im Komplott gewesen: immer aber hatte sich Rußland für die Unverletzlichkeit des polnischen Staates ins Zeug gelegt, scheinbar in freundnachbarlicher Großmut, tatsächlich um sich den ganzen Bissen zu sichern. Nur ging es noch nicht so schnell mit dem Verschlingen. Mit preußischer Hilfe hatte die Zarin ihr Werkzeug Poniatowski zum Könige von Polen gemacht, allein die große Familie Czartoryski, zu der Poniatowski gehörte, sah endlich ein, daß die feudale Anarchie gebändigt werden müsse, wenn Polen nicht untergehen solle; sie trug sich mit gewissen Reformen, namentlich mit der Abschaffung des liberum veto. Dafür war auch der neue König zugänglich, und bereits 1766, zwei Jahre nach seiner Wahl, mußten wieder russische Truppen ins Land rücken, um, wie Friedrich an einen seiner Gesandten schrieb, „die gegen die Freiheit der Republique übelgesinnten Pohlen in Ordnung zu halten", auf daß die „bisherige Gouvernementsform und dasjenige, so zu allen Zeiten den Grund der Pohlnischen Freiheit ausgemacht (nämlich das liberum veto), nicht verändert" würde. Für die Erhaltung der polnischen Anarchie schwärmte Friedrich sogar noch mehr als die Zarin, die sich duldsamer zur Abschaffung des liberum veto gestellt hatte, so lange sie hoffen durfte, daß der von ihr gebackene König unbedingt nach ihrer Pfeife tanzen würde. Dagegen warnte Friedrich die Zarin in seinem untertänigen Stil vor allzu reichlicher Anwendung von Waffendruck und Zwang; er fürchtete, daß die immer wiederholte Einlagerung von russischen Truppen auf polnischem Boden die Nachbarn, die Oesterreicher und auch die Türken, in Harnisch jagen würde.

Diese Befürchtung erfüllte sich denn auch zwei Jahre später. Als im Juli 1768 russische Truppen bei der Verfolgung polnischer Rebellen das türkische Gebiet verletzten, erklärte die Pforte den Krieg an Rußland, nicht zuletzt aufgestachelt durch die französische Diplomatie. Sie führte den Krieg aber sehr unglücklich und rief in ihrer Not die preußische und die österreichische Vermittelung an. Nun aber stellte die siegestrunkene Zarin so harte Friedensbedingungen, daß Oesterreich sich unmöglich darauf einlassen konnte. Damit stand ein europäischer Krieg vor der Tür, in den Preußen als Hilfsmacht Rußlands hätte eintreten müssen. Da in Wien ebenso geringe Kriegslust herrschte wie in Berlin, so war eine gewisse Annäherung zwischen beiden Höfen erfolgt; Friedrich und der junge Kaiser Joseph II., der Mitregent seiner Mutter, hatten 1769 und 1770 in Neiße und Mährisch-Neustadt Besuche ausgetauscht. Immer aber war die Spannung eines allgemeinen Krieges noch nicht gelöst, als die Zarin den äußeren Anlaß einer polnisch-

Digitized by Google

ungarischen Grenzstreitigkeit benutzte, um das zynische Programm auszugeben: Machen wir uns alle in Polen bezahlt!

Sie gab damit begehrlichen Winken nach, die Friedrich schon früher an sie gerichtet, aber die sie selbst bisher entschieden abgelehnt hatte und die ein Teil ihrer Minister auch jetzt noch nicht gewähren wollte. Jedoch einen allgemeinen Krieg konnte sie nicht brauchen und wenigstens die äußere Schmach des schmutzigen Handels wälzte sie mit diabolischem Geschick auf ihren preußischen Vasallen ab; Friedrich mußte die Einwilligung Oesterreichs zur Vergewaltigung Polens besorgen, was ihm nur nach langem Hin und Her gelang, unter heftigstem Widerstreben namentlich der Kaiserin Maria Theresia. Wie sie ihrem Kanzler Kaunitz schrieb, schämte sie sich, sich sehen zu lassen, nachdem sie in dieser Sache, „wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und Vernunft wider Uns ist", Ehre und Reputation in die Schanze geschlagen habe. Nach ihrem Tode werde sich offenbaren, was aus dieser Verletzung an allem, was heilig und gerecht sei, hervorgehen müsse.

Von solchen Gewissensbedenken war der preußische König völlig frei, aber wie er die eigentliche Triebkraft der ruchlosen Tat war, so hat sie sich an ihm und seinen Nachfolgern am schwersten gerächt. Sie waren fester denn je an den russischen Triumphwagen gekettet; sehr bald, nach zwei kurzen Jahrzehnten, erwies sich die polnische Sache als das letzte Schwergewicht, das den altpreußischen Staat in den Abgrund riß, weil sie ihm die letzte Möglichkeit einer inneren Reform verschloß; dann wurde der Riß, den die drei Mächte durch Polen gezogen hatten, nach einem Worte der Neuen Rheinischen Zeitung das Band, das die internationale Reaktion der Heiligen Allianz zusammenkettete, und noch in unseren Tagen hat der Reichskanzler Bülow die sogenannte „Ostmarkenfrage" als die unverdaulichste aller innern Fragen bezeichnet.

Im September 1772 war der Raub vollzogen, von dem Friedrich nur den Anteil des Schakals erhielt: das Bistum Ermeland und die jetzige Provinz Westpreußen, mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, 660 Geviertmeilen, gegen nicht ganz 1700, die auf den russischen und etwas über 1500, die auf den österreichischen Anteil fielen. Um den Raub vor der Welt zu rechtfertigen, veröffentlichten die drei Mächte sogenannte Rechtstitel, die sie zu haben behaupteten und die Friedrich selbst als nichtig verhöhnte; die Zustimmung des polnischen Reichstages erkauften sie durch eine Bestechungskasse, in die jeder der drei Missetäter 15000 Dukaten steuerte.

Die Fäulnis vor der Reife.

Diesen ersten polnischen Handel hat König Friedrich noch um vierzehn Jahre überlebt, unter wachsendem Verfalle des altpreußischen Staats. Je mehr eine neue Zeit heraufzudämmern begann, um so verwitterter erschien das feudale Gemäuer. Aber Friedrich hatte kein Auge dafür; er verhärtete sich vielmehr nur noch in seinen Grillen, je älter er wurde.

Digitized by Google

Nicht einmal für den beginnenden Zusammenbruch des Heerwesens hatte Friedrich ein Auge. Als er in den Jahren 1778 und 1779 zum letzten Male das Schwert zog, um die bayrischen Annexionsgelüste des Kaisers Joseph zurückzuschlagen, zeigte sich vor den Augen aller Welt, daß es mit dem preußischen Kriegsruhm stark bergab ging. „Ich kenne die preußische Armee nicht mehr", schrieb ein Offizier gegen Ende des Feldzugs, „es ist kein Leben unter Generals und Offiziers, alles läßt den Kopf hängen, und es ist in keinem Stücke die mindeste Ordnung." In dem einen Feldzuge verlor das Heer mehr durch Desertion als im ganzen siebenjährigen Kriege.

Die Führung erwies sich als völlig unzulänglich wegen der großen Zahl altersschwacher Generale und invalider Stabsoffiziere. Der König und sein Bruder Heinrich warfen sich gegenseitig die bösesten Dinge vor. Der ganze Krieg verlief kläglich, und es war nur ein schwacher Trost, daß die Oesterreicher auch keine Heldentaten verrichteten und sich ebenso vor einer entscheidenden Schlacht scheuten wie die Preußen. Den ruhmlosen Krieg beendete dann der ruhmlose Frieden von Teschen, bei dem Friedrich eine Nachgiebigkeit gegen Oesterreich zeigte, die selbst seinem Minister Hertzberg zu weit ging; nicht aber nur ruhmlos, sondern schmachvoll war, daß neben Frankreich, dessen Schutzrecht über die deutsche Verfassung schon seit dem westfälischen Frieden bestand, auf Friedrichs Betreiben nun auch der Zar ein gleiches Schutzrecht eingeräumt erhielt.

So groß die Erbitterung im Heere über den Verlauf dieses Krieges war, den König belehrte sie nicht. Er dachte weniger denn je daran, an der Heeresverfassung zu rütteln; hatte er in jüngeren Jahren wohl noch mit dem guten Willen und der Hingebung des gemeinen Soldaten gerechnet, nunmehr vertraute er nur noch dem Stock, der allein einen guten Soldaten bilden könne. „Alles, was man aus ihm machen kann, beschränkt sich darauf, daß man ihm den Korpsgeist beibringt, das heißt, eine höhere Meinung von seinem Regiment als von allen Truppen des Weltalls, und da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn quer durch die größten Gefahren hindurchführen müssen, so muß er seine Offiziere mehr fürchten, als die Gefahren, denen man ihn aussetzt". Und mit dem Prügeln wuchsen die Drill-, Exerzier- und Paradekünste, die jede kriegsmäßige Ausbildung des Heeres unmöglich machten.

Mit der Mißachtung aller moralischen Triebfedern, alles Ehrgefühls und selbst nur Ehrgeizes, die in dem gemeinen Soldaten wirken konnten, hing die schroffe Scheidung zusammen, die Friedrich zwischen dem Heere und dem Volke zog. Nach seinem bekannten Worte sollte die Nation es gar nicht merken, wenn das Heer sich schlüge. An diese despotische Weisheit hatten sich nun freilich die Franzosen, Oesterreicher und namentlich die Russen nicht gekehrt, sie hatten die preußischen Provinzen im siebenjährigen Kriege grausam verheert. Aber der König hatte jeden Versuch bewaffneten Widerstandes, den die Bauern und Bürger gegen die Landesfeinde machten, rücksichtslos unterdrückt und mit schnödem Hohn überschüttet. Hätte sich so etwas wie eine nationale Gesinnung in „Seiner Königlichen Majestät Provinzien und Landen" entwickelt, sie wäre ihm in den Tod verhaßt gewesen, und er hätte sie mit

Digitized by Google

allen Machtmitteln bekämpft, über die er gebot. Allein in seinem Kastenstaat war er sehr sicher davor; was hatte der Adel mit dem Bauern oder dem Bürger, was der Bauer mit dem Bürger gemein! Ueber die Mär, daß sich die neue Bildung, die sich auf deutschem Boden entwickelte, an Friedrichs Kriegstaten entzündet haben soll, ist kein Wort mehr zu verlieren, mag die preußische Legende auch noch so hartnäckig auf ein törichtes Wort des alternden Goethe pochen. Friedrich selbst ist der kräftigste Gegenzeuge; er hat diese angebliche Tochter seiner Kriege nie gekannt, oder, wo er sie einmal eines Blickes würdigte, in alberner Weise beschimpft; an seinem Lebensabende noch schrieb er das elende Pamphlet über die deutsche Literatur.

Von allen Größen unserer klassischen Literatur hielt nur Kant, der eingesponnenste Philister von ihnen, unter Friedrichs Zepter aus, wie er im siebenjährigen Kriege unter dem Zepter der ewig betrunkenen Zarin Elisabeth ausgehalten hatte. Die geborenen Preußen Herder und Winckelmann flohen voll unüberwindlichen Entsetzens dies verfluchte Land; Klopstock sang dem „Fremdling im Heimischen" zornglühende Oden, und Lessing sprach voll bitterster Verachtung von dem „sklavischsten Land in Europa", wo man dem „vornehmen Hofpöbel" nicht einmal so die Wahrheit sagen dürfe, wie in Oesterreich, nicht einmal so für die Rechte der Untertanen, gegen Aussaugung und Despotismus sprechen dürfe, wie sogar in Frankreich und Dänemark, von dem „französierten Berlin", wo die Freiheit, zu denken und zu schreiben, sich einzig und allein darauf beschränke, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man wolle.

„Französiert" war Berlin nicht sowohl durch die französischen Literaten, die Friedrich als Spaßmacher für seine Tafel einlud und besoldete, und auch nicht durch die französischen Abenteurer von Adel, die sein edles Offizierkorps ergänzen sollten, als durch die französische Regie, die groteske Steuererpressungsmaschine, die sich Friedrich nach dem siebenjährigen Kriege einrichtete, und die französische Kolonie, durch die Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, die schon Friedrichs Vorfahren ins Land aufgenommen hatten: nicht aus edelmütiger Toleranz, wie die preußischen Schulmeister behaupten, sondern um industrielle Kapitalien ins Land zu ziehen. Privilegiert, wie alle diese Elemente waren, standen sie der einheimischen Bevölkerung so feindlich gegenüber, wie sie sich vor dem Könige gehorsam duckten; das „französierte" Berlin konnte so wenig die Geburtsstätte bürgerlicher, wie nationaler Gesinnung sein. Es blieb eine servile Residenzstadt, ohne eine Spur von Rückgrat; was es von der französischen Zivilisation in sich aufnahm, waren nicht ihre Tugenden, sondern ihre Laster.

Es erübrigt, an dieser Stelle die unzähligen Zeugnisse dafür anzuführen, daß Berlin unter dem Könige Friedrich vermutlich die sittenloseste, jedenfalls eine der sittenlosesten Städte in Europa geworden ist. Sie sind alle darin einig, englische, französische, italienische Berichterstatter, auch solche, die aus dem außerpreußischen Deutschland kamen und keineswegs mit Vorurteilen zuungunsten Berlins. Selbst in den Briefen der winzigen Dichterlein, die zu Friedrichs Ruhme zittrige Harfentöne erklingen ließen, fanden sich Spuren genug von einer ausschweifenden Liederlichkeit. Es müssen grauenvolle Zu-

Digitized by Google

stände gewesen sein, die ein höherer preußischer Beamter selbst mit den Worten schildert: „Die Verderbnis der Sitten hat sich allen Ständen mitgeteilt. Der Offizierstand aber, ganz dem Müßiggange hingegeben und den Wissenschaften entfremdet, hat es in der Genußfertigkeit am weitesten gebracht. Sie treten alles mit Füßen, diese privilegierten Störenfriede, was sonst heilig genannt wurde, Religion, eheliche Treue, alle Tugenden der Häuslichkeit. Ihre Weiber selbst sind unter ihnen Gemeingut geworden, die sie verkaufen, vertauschen und wechselweise verführen. Die Weiber ihrerseits sind so verdorben, daß selbst vornehme adelige Damen sich zu Kupplerinnen herabwürdigen, junge Frauen und Mädchen von Stande an sich ziehen, um sie zu verführen und ihnen künstliche Präservative gegen Leibessegen zu verkaufen. Es gibt vornehme Weiber in Berlin, die sich nicht schämen, im Schauspielhause auf der Bank der öffentlichen Dirnen zu sitzen, um sich hier Galane zu verschaffen. Mancher Zirkel ausschweifender Weiber von Stande vereinigt sich auch wohl, um ein möbliertes Quartier in Kompagnie zu mieten, wohin sie ihre Liebhaber bestellen, um ohne Zwang Bacchanale und Orgien zu feiern, die selbst dem Herzog von Orleans unbekannt und neu gewesen wären." Diesen Verfall der Sitten hatte das „französierte" Berlin von den privilegierten Klassen des alten Frankreichs übernommen; dem titanischen Kampfe der Enzyklopädisten wußte es nichts zur Seite zu stellen, als die feige und verlogene Aufklärung des Nicolai und der Nicolaiten, die nach Lessings Worte wie eine armselige Blindschleiche dahergerutscht kam.

Und in diesem Sinne hat ein gescheiter Franzose, der im letzten Lebensjahre Friedrichs nach Berlin kam, um die preußische Monarchie zu studieren, hat Mirabeau das furchtbare Urteil von der „Fäulnis vor der Reife" gefällt.

Friedrich Wilhelm II.

Je mehr König Friedrich von den preußischen Historikern in den Himmel gehoben wird, um so mehr wird sein Nachfolger von ihnen preisgegeben: Friedrich Wilhelm II., der Neffe des kinderlosen Königs. Nicht sowohl weil sie daran verzweifeln, diesen Mohren weiß zu waschen — denn in diesem Punkte scheut ihre treufleißige Loyalität kein Hindernisrennen —, als weil sie ihn als hauptsächlichen Sündenbock für Jena gebrauchen. Seine Laster und Schwächen sollen den hochragenden Bau unterwühlt haben, den Friedrich errichtet hatte.

Es hat nun auch seine Richtigkeit mit diesen Lastern und Schwächen. Friedrich Wilhelm war von Natur unbegabt, und von seinem Oheim, der den Thronfolger mit dem argwöhnischen Hasse des Despoten betrachtete, obendrein schlecht erzogen worden. Von früh auf ergab er sich sinnlichen Ausschweifungen, wie es übrigens Friedrich auch getan hatte; nur daß dieser schon in jungen Jahren zur Regierung gelangt war und so höheren Zielen nachtrachten konnte, als leichten Siegen über willige Weiber. Friedrich Wilhelm aber zählte bereits 43 Jahre, als er auf den Thron gelangte; er befand sich in einem Alter, wo sich die Lebensgewohnheiten nicht mehr zu ändern pflegen, wenigstens nicht bei schwachen Charakteren, und es ist unbestreitbar, daß er

Digitized by Google

die Landplagen des friderizianischen Despotismus um eine kostspielige Mätressenwirtschaft bereichert hat.

Seine Hauptmätresse, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, war eine Mamsell Encke, verehelichte Rietz, und endlich Gräfin Lichtenau von Königs Gnaden. Man hat sie wohl die preußische Pompadour genannt, was eigentlich doch nur insofern zutrifft, als sie nach dem Verblühen ihrer Reize entsagend genug war, dem Könige immer neuen Jungferntribut zu schaffen. Sonst hat sie ihren gekrönten Liebhaber weder in einen siebenjährigen Krieg getrieben, noch hat sie ein Werk, wie die Enzyklopädie vorm Verbrennen gerettet oder einen François Quesnay unter ihrem Schutz ein tableau économique schreiben lassen. Das heißt: sie war frei von dem Glimpf wie von dem Schimpf, der aus der Pompadour bei alledem eine historische Figur gemacht hat. Doch besaß sie bei aller Leichtfertigkeit eine große Gutmütigkeit; sie hat den König bis in die schrecklichen Stunden seines Todes gepflegt, als er von seinen Höflingen und Günstlingen und selbst von seiner legitimen Familie gänzlich verlassen war.

Aber auch die beiden Nebengemahlinnen, die sich der „dicke Wilhelm", wie ihn der Volksmund nach seiner unförmlichen Leibesgestalt nannte, von seinem protestantischen Hofprediger antrauen ließ, beiläufig einem „Aufklärer", gehören durchaus nur der chronique scandaleuse, nicht der Geschichte an. Die eine war eine Gräfin Voß, die auf das Zureden ihrer eigenen Familie eine adlige Dirne wurde, zu dem erhabenen Zweck, den König aus den Netzen einer bürgerlichen Dirne zu befreien, aber sehr bald starb, als sie die Erfolglosigkeit ihres patriotischen Opfers erkannte. Die andere war eine Gräfin Dönhoff, die dem Könige den Grafen Brandenburg gebar, den späteren Staatsstreichler von 1848; sie machte allerdings einen Versuch, sich in die Politik zu mischen, indem sie den König von seinem wahnwitzigen Kreuzzuge gegen das revolutionäre Frankreich zurückzuhalten suchte und ihm die ebenso derben wie vernünftigen Worte schrieb: „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie Sich mit solchem Leichtsinn in ein so gewichtiges und schwieriges Unternehmen einlassen... Sie werden von der Grenze zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quixote, der ebenfalls Berg und Tal durchzog, um überall das Recht wiederherzustellen, sich auf alles stürzte, was ihm in den Weg kam und losschlug, ohne auf die Anzahl und Stärke seiner Gegner Rücksicht zu nehmen." Aber dieser Brief und ähnliche Äußerungen der Gräfin Dönhoff wurden von dem Emigrantengesindel, das am Berliner Hofe schmarotzte, dazu benutzt, sie als geheime Parteigängerin der Pariser Jakobiner dem Könige zu denunzieren, der sie daraufhin wirklich verstieß.

Es ist wahr, daß diese Mätressenwirtschaft nicht nur die Finanzen zerrüttete, sondern auch die Sittenlosigkeit noch steigerte, die schon unter dem Könige Friedrich eingerissen war. Der berühmte Bildhauer Schadow sagte darüber als Augenzeuge: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms II. herrschte die größte Liederlichkeit. Alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien, fröhnte allen Lüsten. Ganz Potsdam war wie ein Bordell; alle Familien dort suchten nur mit dem Könige, mit dem Hofe zu tun zu haben;

Digitized by Google

Frauen und Töchter bot man um die Wette an, die größten Adeligen waren am eifrigsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Teil elendiglich, der König an der Spitze." Aber es war schon zu Lebzeiten Friedrichs nicht viel besser gewesen; es handelte sich höchstens um einen Unterschied im Grade, aber nicht in der Art; auf die historische Entwickelung des altpreußischen Staates hat die Mätressenwirtschaft von Friedrichs Nachfolger keinen irgend nennenswerten Einfluß gehabt.

Ebensowenig aber die andere Landplage, um die Friedrich Wilhelm II. das Sündenregister des friderizianischen Despotismus bereicherte. Er verwandelte das alte Sprichwort von den jungen Dirnen und alten Betschwestern — und das war vielleicht seine originalste Leistung — aus dem Nach- in ein Nebeneinander. Von aller ernsten Tätigkeit absichtlich fern gehalten, tief in Schulden verstrickt, von einer zügellosen Sinnlichkeit erschöpft, hatte er sich früh in den katzenjämmerlichen Stimmungen, die seinen Orgien auf dem Fuße folgten, einer mystischen Frömmelei ergeben und in den geheimen Orden der Rosenkreuzer aufnehmen lassen, eine jener zahllosen Karikaturen auf den Jesuitenorden, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auftauchten, als Mittel, Fürsten und Minister zu beherrschen, sei es nun nach dieser oder jener Richtung, in einer Zeit, wo öffentliche Wirksamkeit noch so gut wie ausgeschlossen war. Wie der Illuminatenorden einer seichten Aufklärung, so diente der Orden der Rosenkreuzer einer seichten Muckerei; es ist oft behauptet worden, daß er eine protestantische Abzweigung des Jesuitenordens gewesen sei. Wahrscheinlich ist es aber nicht, da die Jesuiten sich in ihrer Weise doch immer der Bildung ihrer Zeit zu bemächtigen suchten, während die Rosenkreuzer den plumpsten Hokuspokus trieben, Universalheilmittel brauten, Geister mit einer Laterna magica zitierten, aus jedem Metall Gold zu machen und eine Kanonenkugel mitten im Fluge aufzufangen versprachen, anderen Blödsinns nicht zu gedenken, der mit dem damaligen Stande der Naturwissenschaften doch schon in allzu krassem Widerspruche stand.

In diesem Orden nun bemächtigten sich zwei geriebene Gauner des preußischen Thronfolgers. Sie hießen Bischoffwerder und Wöllner, jener ein hungriger Junker, dieser ein hungriger Pfaffe. Sie führten ihren hohen Bundesbruder am Narrenseile, indem sie die Zerknirschung, die ihn in ihre Arme getrieben hatte, zu erhalten und zu steigern wußten; sie beriefen durch ihre Zauberlaterne Marc Aurel, Leibniz und ähnliche Geister, um dem erschöpften „Weiberknechte" furchtbare Strafpredigten zu halten, wobei für sie noch der Vorteil abfallen konnte, den Einfluß der Rietz zu brechen und ihr Opfer allein in ihre Hände zu bekommen. So weit haben sie es freilich nicht gebracht; von seinen Buhlerinnen ließ der dicke Wilhelm trotz aller Geistermahnungen gegen sein Lasterleben nicht. Aber für die perverse Wollust, die ihm seine rosenkreuzerischen Freunde durch ihre moralischen Geißelschläge bereiteten, blieb er ihnen doch dankbar, und sie wurden seine erklärten Günstlinge, als er den Thron bestieg.

Damit soll er nun seiner Regierung den „verhängnisvollen, unauslöschlichen Stempel" aufgedrückt, mit den „glorreichen Überlieferungen" des „großen Königs" gebrochen und den unaufhaltsamen Niedergang des Staats

Digitized by Google

herbeigeführt haben. So heißt es namentlich in der liberalen Legende, die noch viel pathetischer zu deklamieren weiß, als die junkerliche. Es ist aber kein wahres Wort daran, so wenig natürlich an dem Religions- und dem Zensuredikte zu loben ist, die Wöllner im Jahre 1788 als neugebackener Minister erließ. Das Zensuredikt Wöllners war eher ein Fortschritt als ein Rückschritt gegen die Zensuredikte des Königs Friedrich und ein so echt preußisches Gewächs, daß es noch vierzig Jahre nach Wöllners Tode die Rheinische Zeitung erschlagen und Karl Marx aus Deutschland getrieben hat.

Ebenso fußte das Religionsedikt Wöllners durchaus auf dem friderizianischen Prinzip, die Religion als despotisches Herrschaftsmittel zu mißbrauchen, nur daß dem alten Fritz alle Religionen für diesen Zweck gleich lieb waren, während Wöllner der lutherischen Orthodoxie den entschiedensten Vorzug vor dem seichten Aufklärichtt gab, der damals in Berlin grassierte. Wenn übrigens der „große König" als prophetischer Genius beschworen wird, weil er von Wöllner als einem „betriegerischen und intriguanten Pfafen" geschrieben hatte, so mag diese Charakteristik durchaus treffend gewesen sein, aber sie beweist nichts für den prophetischen Genius des alten Fritz, sintemal er jene ehrenvolle Titulatur auf Wöllner nicht wegen dessen religiösen Gaukeleien anwandte, sondern weil Wöllner das unverzeihliche Verbrechen begangen hatte, als „Roturier" eine gebörene v. Itzenplitz zu heiraten.

Bekanntlich war kein Geringerer als Lessing der Meinung, daß die Berliner Aufklärer, wenn sie je zur Macht gelangten, sich ebenso unduldsam erweisen würden, wie die Orthodoxen. Mit dieser Ansicht, so gerechtfertigt sie ohne Zweifel war, darf die Verfolgung, die Wöllner über die armen Teufel verhängte, gewiß nicht gerechtfertigt werden, aber er tat nichts Schlimmeres, als heut noch jedes preußische Konsistorium tut, wenn er verlangte, daß die evangelischen Geistlichen „die christliche Religion, so wie sie in der Bibel gelehret wird und in den symbolischen Büchern festgesetzt ist", aufrecht erhalten und lehren sollten, unbeschadet ihrer Gewissensfreiheit und ohne die Absicht, ihrer inneren Ueberzeugung einen Zwang anzutun. Das Edikt hätte sich sogar auf Kant berufen können, der wenige Jahre früher in der Berlinischen Monatsschrift ausgeführt hatte, ein Geistlicher müsse seinen Katechismusschülern und seiner Gemeinde nach dem Symbol der Kirche, der er diene, seinen Vortrag tun, denn auf diese Bedingung sei er angenommen worden. Als Gelehrter habe er aber volle Freiheit, seine abweichenden Ansichten und Vorschläge zur Besserung dem Publikum mitzuteilen. „Es ist hierbei auch nichts, was dem Gewissen zur Last gelegt werden könnte. Denn was er, zufolge seines Amts, als Geschäftsträger der Kirche, lehrt, das stellt er als etwas vor, in Ansehung dessen er nicht freie Gewalt hat, nach eigenem Gutdünken zu lehren, sondern das er nach Vorschrift und im Namen eines anderen vorzutragen angestellt ist." Darin ging das Religionsedikt allerdings über Kant, wenn auch nicht über Friedrich hinaus, daß es von jedem „guten Bürger" verlangte, seine „jedesmalige besondere Meinung" für sich zu behalten und nicht andere damit irre zu machen, aber in seinem eigentlichen Kern, in der Bedrohung aufklärerisch lehrender Geistlicher mit Amtsentsetzung, zog es nur die Folgerung aus Kants Forderung, daß es Gewissenspflicht jedes Geistlichen

Digitized by Google

sei, sein Amt niederzulegen, sobald er in den Satzungen der Kirche der inneren Religion Widersprechendes zu finden glaube.

Damit sollen weder die Verfolger entschuldigt, noch die Verfolgten angeklagt werden. Jedoch historisch war der ganze Handel eine sehr beiläufige Sache, die nicht den tausendsten Teil des Lärms lohnte, der darüber gemacht worden ist. Am klarsten wurde der Froschmäusekrieg in seiner Nichtigkeit beleuchtet durch den Konflikt, in den Wöllner schließlich mit dem Größten oder vielmehr mit dem einzig Großen der preußischen Aufklärer geriet, eben mit Kant. In seiner Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft hatte Kant dem Pfaffentum scharf abgesagt, das allemal da anzutreffen sei, wo nicht Prinzipien der Sittlichkeit, sondern statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen das Wesentliche ausmachten, und zugleich dem landläufigen Troß der Aufklärer einen Weg gezeigt, sich den Verfolgungen Wöllners zu entziehen, indem er alle noch so dicken Dogmen der lutherischen Kirche in philosophische Gemeinplätze verflüchtigte, zu denen sich alle angefeindeten oder beargwohnten Geistliche ohne Scheu bekennen konnten.

Darauf erging am 1. Oktober 1794 die bekannte, von Wöllner gezeichnete Kabinettsorder an Kant, worin dieser beschuldigt wurde, seine Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums mißbraucht und unverantwortlich seine Pflicht als Lehrer der Jugend verletzt zu haben. Er wurde mit der höchsten Ungnade und bei fortgesetzter Renitenz mit unangenehmen Verfügungen bedroht. Kant hatte aber, obgleich längst ein weltberühmter Mann, nicht den Mut, diesen ungehobelten Rüffel abzuweisen, wie er es verdiente; er suchte sich demütig zu rechtfertigen und verpflichtete sich zum gänzlichen Schweigen, „als Euer Majestät getreuester Untertan", wie er sich ausdrückte, eine Floskel, die ihm, wie er nach dem Tode des Königs selbst ausführte, ermöglichen sollte, unter dem Nachfolger seine öffentlichen Vorlesungen über Religion wieder aufzunehmen. Einen Geisteskampf, der in so tragikomischer Weise selbst von einem Manne wie Kant geführt wurde, sollte man doch lieber nicht in historischem Tragödienstil behandeln.

Die Günstlinge wie die Mätressen Friedrich Wilhelms II. mögen sonst viel auf dem Gewissen haben, aber den altpreußischen Staat haben sie nicht ins Verderben gestürzt; was sie in dieser Beziehung gesündigt haben, zählt im großen Zusammenhange der Dinge kaum mit. Es wird mehr als aufgewogen durch manche kleine Reformen, die unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. durchgeführt worden sind. Man kann dahin nicht eigentlich die Aufhebung der Regie, des Kaffee- und des Tabakmonopols rechnen, denn die drückende Steuerlast wurde deshalb nicht geringer. Auch die Anknüpfung mit der deutschen Dichtung verlief nur als abgeschmackte Posse. Der alte Gleim erhielt ein königliches Handschreiben, worin sich Friedrich Wilhelm mit Vergnügen zum Beschützer der deutschen Muse erklärte, wenn alle deutschen Dichter dem Papa Gleim gleichen und ebenso unsterbliche Werke wie dieser liefern wollten. Ramler wurde mit einem Jahresgehalt von 800 Talern bedacht, und die Poetin Karschin, die den alten Fritz schon unaufhörlich angebettelt hatte, jedoch immer mit kargen Gaben von einigen

Digitized by Google

Talern abgespeist worden war, erhielt ein schönes Haus geschenkt. Aber sonst wurde manche Härte des friderizianischen Regiments ausgeglichen, manch Opfer seiner Kabinettsjustiz rehabilitiert, dies oder jenes in dem Heerwesen und der Verwaltung ausgeflickt.

Im ganzen und großen blieb alles beim alten, wie es denn auch nicht anders sein konnte. Der altpreußische Staat konnte nicht von innen heraus reformiert werden, am wenigsten durch den Monarchen, mochte dieser beschränkt oder genial, gewissenhaft oder leichtfertig sein. Allein auch ein glücklicher Feldherr konnte der preußische König nicht mehr sein. Es fügte sich zwar, daß Friedrich Wilhelm II. mit einem raschen und unblutigen Siegeszuge durch Holland beginnen konnte, um seinen Schwager, den oranischen Erbstatthalter, vor der republikanischen Patriotenpartei zu schützen; auch war dieser Zug nicht bloß ein Familienabenteuer, das mit den sechs Millionen Kriegskosten allzu teuer bezahlt geworden wäre; er führte zur Allianz mit England und Holland, die das isolierte Preußen wohl gebrauchen konnte.

Allein als der morsche Staat mit diesem festeren Boden unter den Füßen wieder eine europäische Politik beginnen wollte, offenbarte sich seine vollendete Unfähigkeit, und nun begann der Tanz mit einem Gegner, der für ihn immer unüberwindlich bleiben mußte, mit der bürgerlichen Revolution.

Digitized by Google

II.

Die französische Revolution.

Frankreich und Preußen.

Zunächst berührte sich der altpreußische Staat mit der französischen Revolution in durchaus freundlicher Weise. Das österreichische Bündnis, das einst zum siebenjährigen Kriege geführt hatte, war in Frankreich niemals populär geworden, wie es denn auch den altfranzösischen Ueberlieferungen widersprach, die darauf gerichtet sein mußten, Oesterreich durch Preußen zu zähmen, nicht aber Preußen durch Oesterreich zu vernichten.

Die Mißerfolge des siebenjährigen Krieges hatten dann alle Befürchtungen bestätigt, die an eine so völlige Umkehr der französischen Politik geknüpft worden waren, allein die französischen Könige hatten längst die Fühlung mit dem nationalen Bewußtsein verloren und sich nur noch enger mit den Habsburgern verbündet; die Gemahlin Ludwigs XVI., unter dem im Jahre 1789 die französische Revolution ausbrach, war die jüngste Tochter Maria Theresias und beim französischen Volke um so verhaßter, als die Revolution an ihr in der Tat einen entschlosseneren und kräftigeren Gegner hatte, als am Könige selbst.

Dagegen erschien der preußische Staat den französischen Revolutionären mehr oder weniger im Lichte eines freisinnigen und modernen Gemeinwesens. Mirabeau freilich, der in dem ersten Jahre der Revolution die Nationalversammlung beherrschte, wußte es besser; er hatte gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. einen offenen Brief an den neuen König gerichtet, worin er ihm eine Reihe durchgreifender Reformen empfahl: Umwandlung der militärischen Sklaverei in eine nationale Miliz mit kurzer Dienstpflicht und gänzlichem Ausschluß der ausländischen Werbung, Niederreißung der ständischen Schranken, allgemeine Bauernbefreiung, Gleichstellung der königlichen Beamten und der Offiziere, Aufhebung der Zensur, Proklamierung unbeschränkter Toleranz, Aufbesserung der Landschulen und anderes mehr, woran ein preußischer König gar nicht denken durfte. Allein die französischen Revolutionäre mußten ja auch erst mit der feudalen Trümmerwelt aufräumen, und sie hofften in Berlin auf ein desto williges Verständnis

Digitized by Google

ihrer Aufgaben; die alte Lehensherrschaft über Preußen, die französischen Tendenzen des alten Fritz und seine lebhaften persönlichen Beziehungen zu den französischen Aufklärern, alles das wirkte zusammen, um den preußischen Namen in Frankreich so populär zu machen, wie der österreichische Name unpopulär war.

Von preußischer Seite aber wurde diese Sympathie durchaus erwidert. Graf Hertzberg, der einflußreichste der preußischen Minister, schrieb am 5. Juli 1789 an seinen König: „In Frankreich ist das königliche Ansehen vernichtet, die Truppen haben nicht handeln wollen; Ludwig hat dem Volke erklärt, daß er die königliche Sitzung als nicht geschehen betrachte, das kündigt fast eine Szene Karls I. an; es ist eine Gelegenheit, von der die guten Regierungen Vorteil ziehen müssen". Der König war mit dieser Auffassung seines Ministers auch im höchsten Grade einverstanden und ermächtigte seinen Gesandten von der Goltz, mit der demokratischen Partei der französischen Nationalversammlung in einen Verkehr zu treten, der bald sehr vertraulich werden sollte.

Man hat diese sympathische Politik damit entschuldigen oder selbst verherrlichen wollen, daß man gesagt hat, in den ersten unschuldigen Jahren der Revolution habe sie die Sympathie aller braven und rechtlichen Menschen verdient, die sich damals für den historischen Fortschritt erwärmt hätten, und gerade durch solche Sympathie habe sich der preußische Staat als ein Anhänger des historischen Fortschrittes bewährt; erst später hätten ihn die ruchlosen Gewalthaber der Schreckensherrschaft auf den konterrevolutionären Weg gedrängt. Diese borussische Legende wird durch die Legende der französischen Bourgeoisie gestützt, wonach sie 1789 in aller friedsamen Gesetzlichkeit mit schönen parlamentarischen Reden eine heilsame Reform begonnen haben will, die zum allgemeinen Frieden und Wohlgefallen für die Menschen geführt haben würde, wenn nicht einige fürchterliche Blutmenschen und die Plünderungsinstinkte eines zügellosen Pöbels eine bluttriefende Diktatur errichtet hätten.

Tatsächlich hat aber die edle sanftmütige Bourgeoisie ihre große Revolution so wenig mit Rosenwasser gemacht, wie Revolutionen überhaupt mit Rosenwasser gemacht zu werden pflegen. Sie begann 1789 vielmehr mit einer Schreckensherrschaft, die viel blutiger, grausamer und namentlich räuberischer war, als einige Jahre später die Schreckensherrschaft der Robespierre und St. Just. Freilich hat sie sich damals, wie immer, die Kastanien von anderen Leuten aus dem Feuer holen lassen.

Die ersten Jahre der Revolution, in denen nur die bürgerliche Beredsamkeit unter der Führung des genial-feilen Abenteurers Mirabeau ihre Triumphe gefeiert haben will, waren tatsächlich ein fortlaufender Bauernaufruhr. Vom März bis Juli brachen nicht weniger als 300 Aufstände in Frankreich aus. Ueberall im Lande wurden die Schlösser verbrannt, die Edelleute getötet oder mißhandelt, die Kirchen verwüstet, die Gutshöfe geplündert. Ein Ausschußbericht der Nationalversammlung vom 5. August 1789 sagt darüber: „In allen Provinzen ist jede Art des Eigentums dem schändlichsten Raube zur Beute; die Auflagen, die gutsherrlichen Rechte, alles ist zerstört; die Gesetze sind ohne Kraft, die Behörden ohne Ansehen, die Rechtspflege ein eitles

Digitized by Google

Scheinbild." Die Nationalversammlung tat nur, was sie nicht lassen konnte, als sie in der berühmten Augustnacht alle feudalen Rechte zum Fenster hinauswarf; wenn sie dabei von Begeisterung entflammt gewesen ist, wie die Historiker der Bourgeoisie versichern, so war es Begeisterung über den kolossalen Raub, den sie am feudalen Eigentum begehen konnte, nachdem die feudalen Besitzer von den Bauern zum Teufel gejagt worden waren.

Neben den Bauern war die gedrückteste Klasse des alten Frankreichs diejenige städtische Bevölkerung, die außerhalb der offiziellen Gesellschaftsorganisation stand. Gewerbe und Handel lagen durch das ganze Reich hin in den Banden des strengsten Zunftzwanges; nach und nach waren selbst die geringfügigsten Erwerbszweige zu zünftigen Handwerken umgestempelt worden. Die Monopolisierung der Gewerbe machte es unzähligen Gesellen unmöglich, je zur Meisterschaft zu gelangen; sie durchzogen ganz Frankreich, ohne einen Ort zu finden, wo es ihnen gestattet worden wäre, sich niederzulassen, bis sie endlich in ihre Heimat zurückkehrten, um heimlich und verstohlen, gehetzt und verfolgt von der Polizei, ihrer Hände Arbeit zu verrichten. Man mußte sich schließlich damit abfinden, diese ungerechte und unsinnige Organisation der nationalen Arbeit beständig durchlöchert zu sehen, und man fand sich in sehr bezeichnender Weise damit ab. So wie es für Schuldner und selbst für Verbrecher Asyle gab, in denen die Herrschaft der Gesetze aufhörte, so gefiel man sich darin, Asyle für die heimat- und rechtlose Arbeit zu schaffen. In Paris gab es zwei solche Zufluchtsstätten, den Bezirk des Temple und die Vorstadt St. Antoine. Namentlich in dieser Vorstadt hatten sich bis zum Ausbruch der Revolution 70 000 Arbeiter niedergelassen; jede Ecke und jeder Winkel war hier übersät von Ausgeschlossenen, die auf dem offiziellen Boden der Gesellschaft keinen Raum mehr finden konnten. Die Vorstadt St. Antoine wurde der eigentliche Herd der Revolution; aus ihr strömten die Stürmer der Bastille, und sie war der Wall, an dem die Stöße der Gegenrevolution sich brachen.

Ueber den gewaltsamen Charakter der Revolution konnte man sich in Berlin also nicht täuschen und hat sich auch nicht darüber getäuscht. Wie der Minister Hertzberg schon neun Tage vor dem Sturm auf die Bastille die Hinrichtung Ludwigs XVI. prophezeite, so frohlockte er vierzehn Tage nach diesem Sturm über den Sturz des französischen Königtums. Er verkannte dabei nicht den gewaltsamen, aber wohl den historischen Charakter der französischen Revolution; er bildete sich ein, an diesem Feuer die Eier der hohenzollernschen Hausmachtpolitik rösten zu können. Mit dem Sturze der französischen Monarchie sah er auch ihr österreichisches Bündnis vernichtet. „Das scheint," schrieb er an den König, „die rechte, aber auch die letzte Epoche zu sein, die Ew. Majestät benutzen kann, um Ihrer Monarchie den höchsten Grad der Festigkeit zu geben." Der König wieder schrieb an den preußischen Gesandten in Paris: „Mich interessieren diese Dinge nur, insoweit sie für den Einfluß Frankreichs auf die europäischen Angelegenheiten von Wichtigkeit sind", und Goltz antwortete ihm: „Ew. Majestät Stellung wird durch den Bastillesturm und die Ohnmacht der Königin bedeutend verstärkt". So wenig ahnten alle diese Biedermänner von der elementaren Kraft der französischen Revolution.

Digitized by Google

Es war die unheilbare Selbstverblendung der unaufhaltsam niedergehenden Staaten. Sie wurde nicht einmal gehoben, als die Fanale der Revolution weithin über Europa leuchteten, sondern schlug nur in die andere unheilbare Selbstverblendung um, daß sich ein Flammenmeer mit ein paar zerbrochenen Spritzen löschen lasse.

Preußen und Oesterreich.

Was in den preußischen Gewalthabern überschwengliche Hoffnungen erweckte, waren die Agonien Josephs II.

Er war im Jahre 1780 nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia Alleinherrscher des österreichischen Gesamtstaats geworden. Von Kindesbeinen an hatte er in dem preußischen Friedrich nicht minder sein Vorbild als seinen Todfeind gesehen. Jedoch unterschied er sich von ihm darin, daß er mit dem aufgeklärten Despotismus, den Friedrich nur im Munde führte, wirklichen Ernst machte. Er führte in seinen Staaten mit rücksichtsloser Energie eine Reihe einschneidender Reformen durch, nahm dem Adel die Steuerfreiheit und die unbeschränkte Verfügung über die Bauern, dem Klerus zahlreiche Klöster, dem auf Stellenkauf beruhenden Beamtenadel seine Sporteln.

Aber es zeigte sich nun auch, wie ohnmächtig der aufgeklärte Despotismus war, wenn er wirklich seinen Namen verdienen und nicht bloß nach der Pfeife der bevorrechteten Klassen tanzen wollte. Unter diesen Klassen entstand eine heftige Gärung, die sich in einzelnen Ländern zum offenen Aufstande steigerte, so in Belgien, das damals noch habsburgisches Besitztum war, so auch in Ungarn, so endlich in Galizien. Alle diese Aufstände genossen die Unterstützung der preußischen Krone; nach Belgien sandte Friedrich Wilhelm II. einen Diplomaten, um die Rebellen zu beraten, und einen General, um ihre Streitkräfte zu organisieren; in Wien stand der preußische Gesandte Jacobi in enger Verbindung mit den Führern der ungarischen Opposition und trieb sie zu jedem Schritte, der den offenen Aufstand gegen den Kaiser herbeiführen konnte; in Galizien hatte Lucchesini, der preußische Gesandte in Warschau, alle Fäden der aufständischen Bewegung in der Hand, lieferte ihr Geld und Waffen.

Zu gleich günstigen Ergebnissen für Preußen und gleich ungünstigen Ergebnissen für ihn selbst führte die auswärtige Politik Josephs II. Er konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen und war auf neuen Landerwerb bedacht; als ihm Friedrich durch den bayrischen Erbfolgekrieg die Annexion Bayerns vereitelt hatte, warf er sich nach dem Tode seiner Mutter in die Arme der Zarin Katharina, die um eines so viel wertvolleren Bundesgenossen willen ihren preußischen Satrapen gleichmütig in die Ecke schob. Vergeblich hatte Friedrich seinen Thronfolger nach Petersburg gesandt, um dieses herbe Schicksal abzuwenden; der erlauchte Gesandte wurde von der Zarin wie ein dummer Junge mißhandelt. Zwar lief der preußisch-russische Vertrag noch bis zum Jahre 1788, aber im Mai 1781 schloß die Zarin mit Joseph ein Verteidigungsbündnis auf acht Jahre und enthüllte ihm ein Jahr darauf ihre Pläne, die in erster Reihe auf die Wiederherstellung des

Digitized by Google

alten griechischen Kaisertums in Konstantinopel gingen, als einer russischen Sekundogenitur, mit ihrem zweitgeborenen Enkel Konstantin auf dem Thron.

Indessen Josephs Gegenforderungen griffen ihr zu weit; es kam zunächst nur dazu, daß sie die Krim erwarb, Joseph aber mit seinem Plane, Bayern gegen Belgien einzutauschen, nicht ans Ziel gelangte; er scheiterte freilich mehr an dem Einspruch seines französischen Verbündeten, als an dem deutschen Fürstenbunde, den Friedrich in seinen letzten Lebensjahren stiftete, einer diplomatischen Eintagsschöpfung, zu der sich einige deutsche Fürsten unter Friedrichs Aegide bereit fanden, aus Angst vor den ausschweifenden Eroberungsabsichten Josephs. Unter diesen Umständen war es für Preußen von Bedeutung, nach dem Tode Friedrichs wieder namhafte Verbündete in England und Holland zu gewinnen, und zwar um so mehr, als nunmehr im Jahre 1787 der Krieg zwischen den beiden Kaiserhöfen und der Türkei ausbrach. Durch diesen Krieg war nicht nur die Türkei, sondern auch Polen bedroht; beide sahen in Preußen ihren Retter und verbündeten sich mit ihm; Schweden erklärte bereits im Juli 1788 den Krieg an Rußland. Die Türken selbst leisteten in diesem Jahre den Russen kräftigen Widerstand und richteten die Oesterreicher sogar aufs übelste zu; als dann im Jahre 1789 die Revolution in Frankreich ausbrach, verlor Oesterreich auch diesen alten Verbündeten und geriet in die gefährlichste Lage.

So erklärt sich die anfängliche Begeisterung der preußischen Regierung für die französische Revolution, die ihr äußerlich eine so glänzende Stellung gab, wie sie nie zuvor gehabt hatte. Es schien jetzt bei ihr zu liegen, den Stoß ins Herz des österreichischen Todfeindes zu führen. Jedoch wie die auswärtige Politik des Königs Friedrich immer nur darauf ausgegangen war, ein Stück Land mehr zu erschnappen, unbekümmert um alle anderen und namentlich auch um alle nationalen Rücksichten, so wollte auch sein Schüler Hertzberg die günstige Gelegenheit allein zu einem großen Länderschacher ausbeuten. Er rechnete darauf, daß die Kaiserhöfe und die Türkei sich gegenseitig abmatten würden, wie denn auch im Jahre 1789 das Kriegsglück sich wandte, die Türken schwere Niederlagen erlitten und alles Land im Norden der Donau räumen mußten. Zwischen die ermatteten Kämpfer wollte dann Preußen treten und den Frieden unter der Bedingung diktieren, daß die Türkei große Landstriche an Oesterreich und Rußland abträte, wofür ihr der Rest ihres Besitzes von den europäischen Mächten für ewig verbürgt werden sollte; dann sollte Oesterreich Galizien an Polen, und Rußland finnische Bezirke an Schweden auflassen, Preußen aber als Lohn für diese Vermittlung die Städte Danzig und Thorn, sowie die Palatinate Posen und Kalisch von Polen, endlich Vorpommern von Schweden erhalten. Mit diesem „großen Plane“ wollte Hertzberg das Vorbild nachahmen, das ihm sein Lehrer und Meister Friedrich bei dem ersten Raub an Polen gegeben hatte.

Aber zunächst erreichte er dadurch nur, daß er seine Bundesgenossen vor den Kopf stieß. Die Türken schrien, schlimmeres könnten ihnen die Kaiserhöfe auch nicht zumuten; in Polen ging eine allgemeine Entrüstung durchs Land, nicht eine Scholle polnischer Erde dürfe dem angeblichen Bundesgenossen, dem habgierigen Nachbarn überlassen werden; auch England

Digitized by Google

und Holland versagten sich völlig diesen weit ausgreifenden Plänen. Derweil starb Kaiser Joseph am 20. Januar 1790 mit dem schmerzlichen Geständnis, er habe das Unglück gehabt, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen. Sein Bruder und Nachfolger Leopold aber, der bisherige Großherzog von Toskana, ein kühl rechnender Kopf, war von jeher mit der josephinischen Politik nicht einverstanden gewesen; er beeilte sich, den inneren Frieden des Reiches wieder herzustellen, indem er auf die Reformen Josephs verzichtete; dann wandte er sich am 20. März in einem eigenhändigen Briefe an Friedrich Wilhelm II., versicherte ihm seine Friedensliebe und bot als Freund dem Freunde die Hand, um jedes Mißverständnis zu beseitigen. So schwer ihm dies Entgegenkommen fallen mußte, nach all den Wühlereien, durch die Preußen den bewaffneten Aufstand in Belgien, Galizien und Ungarn zu schüren versucht hatte, so machte er in Berlin zunächst geringen Eindruck; ich erwarte nur heimtückische und unannehmbare Vorschläge, schrieb der König an Hertzberg. Jedoch wurde die kriegerische Stimmung des Königs wesentlich gedämpft, als England gleich darauf eine ausdrückliche Verwahrung gegen jede Verstümmelung des österreichischen Ländergebietes einlegte und einen allgemeinen Frieden verlangte, auf Grund des alten Besitzstandes, wie er vor dem Kriege der Kaiserhöfe mit der Türkei bestanden hatte.

Immer aber sollte der „große Plan“ noch nicht ganz aufgegeben werden; mindestens Danzig und Thorn wollte Hertzberg schlucken. Mit großem Eifer und Erfolg half er eine Gefahr beschwören, die sich plötzlich von Frankreich her erhob. Zwischen England und Spanien waren Streitigkeiten über den Nootkasund in Kalifornien ausgebrochen; die Spanier hatten englische Kaufleute, die sich um des Pelzhandels willen an jenem Sunde niedergelassen hatten, mit brutaler Waffengewalt vertrieben; England drohte mit Krieg, und Spanien rief die Hilfe Frankreichs an, die ihm vertragsmäßig zustand, ebenso wie England vertragsmäßig die preußische Hilfe beanspruchen konnte. Der französischen Krone war ein auswärtiger Krieg nicht unwillkommen, um die inneren Wirren zu beschwichtigen; sie verlangte von der Nationalversammlung die Geldmittel für vorbereitende Rüstungen, wogegen sich die Jakobiner entschieden erklärten. Sie vertieften die Frage, indem sie der Krone das Recht absprachen, aus eigener Machtvollkommenheit den Krieg zu erklären, und sie fanden dabei den eifrigsten und wirksamsten Bundesgenossen an dem preußischen Gesandten.

Goltz stand seit langem mit Pethion, der mit Robespierre zur äußersten Linken der Nationalversammlung gehörte, in stiller Verbindung; er versah ihn nun mit dem historischen Material über den unverantwortlichen Mißbrauch, den das Königtum von Gottes Gnaden mit seinem Rechte der Kriegserklärung getrieben hatte, und in der achttägigen heißen Debatte, die am 16. Mai 1790 über die Geldforderung der Regierung entbrannte, wußten Pethion und andere Jakobiner das ihnen gelieferte Material in einer Reihe durchschlagender Reden zu verwerten. Vergebens warf sich ihnen Mirabeau entgegen, der sich zwei Tage vorher dem Hofe verkauft hatte und nunmehr in dieser entscheidenden Frage sein Probestück liefern sollte. Er wagte gar nicht einmal, das unbeschränkte Recht der Entscheidung über Krieg und

Digitized by Google

Frieden für den König zu beanspruchen, sondern wollte es in echt liberaler Kunst der „Vereinbarung" gleichmäßig auf die Krone und die Nationalversammlung übertragen, konnte aber den Beschluß nicht hindern, daß der Krieg nur durch die Nationalversammlung erklärt werden könne, nach einem ausdrücklichen und unumgänglichen Antrage des Königs und unter dessen Sanktion.

Damit war die Gefahr eines englisch-französischen Krieges beschworen: allein wagte Spanien mit England nicht anzubinden und gab die verlangte Sühne. Nun beantragte Hertzberg beim preußischen Könige die Mobilmachung, nicht um wirklich Krieg zu führen, sondern um den Oesterreichern zu imponieren und ohne Blutvergießen zum Ziele zu gelangen, das heißt zum Besitze Danzigs und Thorns. Da England nicht auf der strengen, sondern nur auf der allgemeinen, kleine Grenzverschiebungen nicht ausschließenden Wiederherstellung des Besitzstandes vor dem Kriege bestand, so war die Sache an sich nicht aussichtslos, wenn sie anders nur der Rede wert gewesen und die Ansammlung eines großen Heeres in Schlesien gelohnt hätte, in dessen Hauptquartier sich der König begab. In den Konferenzen, die Ende Juni in Reichenbach zwischen den österreichischen und preußischen Bevollmächtigten stattfanden, verlangte Hertzberg, daß Oesterreich für türkische Grenzstriche ein Stück Galiziens an Polen, und Polen für dies Stück Galizien die Städte Danzig und Thorn an Preußen überlassen solle. Er hatte auch die Genugtuung, daß die Oesterreicher sehr bald darauf eingingen; sie empfahlen in Wien, auf diese Bedingungen hin abzuschließen, da die türkischen Grenzstriche, die Hertzberg ihnen anbiete, von viel größerem Werte seien, als die galizischen, die er von ihnen fordere, wozu dann noch komme, daß Preußen durch dies Benehmen sich in Konstantinopel wie in Warschau völlig unmöglich mache. Das sah man denn auch in Wien ein und genehmigte die Vorschläge Hertzbergs.

Allein zur selben Zeit hatte Lucchesini, der preußische Gesandte in Warschau, die gleichen Gesichtspunkte beim Könige hervorgehoben, unterstützt von Jacobi, dem preußischen Gesandten in Wien. Sie machten geltend, mit diplomatischen Finten sei nichts zu erreichen; weder die Polen noch die Türken wollten von einem Gebietsaustausch etwas wissen; wolle man Oesterreich ernstlich schädigen, so solle man ihm den Krieg machen und ihm das Ultimatum stellen, auf alle türkischen Eroberungen zu verzichten und den genauen Besitzstand vor dem Kriege wieder herzustellen. Hierzu entschloß sich der König, und Hertzberg bekam im letzten Augenblick die entsprechenden Befehle. Ueber dieses launenhafte Herumwerfen der ganzen Verhandlung grollten zwar die Oesterreicher, fügten sich aber schließlich, und am 26. Juli 1790 wurde der Vertrag von Reichenbach abgeschlossen, durch den Oesterreich auf die Frucht dreier mühseliger Kriegsjahre verzichtete.

Das war immerhin noch ein Triumph für den preußischen Nebenbuhler, aber mehr ein äußerlicher und scheinbarer, als wirklicher Erfolg. Tatsächlich stieg das Ansehen Oesterreichs in Europa ebenso durch die geschickte Art, wie sich Leopold aus einer äußerst ungünstigen Lage herausgewunden, wie das Ansehen Preußens sank durch die ungeschickte Art, wie es eine äußerst günstige Lage verfahren hatte. Darüber sind sich auch die

Digitized by Google

preußischen Historiker einig, doch ist es sehr irreführend, wenn sie von der „unseligen Konvention" einen gründlichen Umschwung der preußischen Politik datieren, in dem Sinne, daß nunmehr die Günstlinge des neuen Königs, die pfiffigen Ränkeschmiede vom Schlage der Bischoffwerder und Lucchesini, emporgekommen seien, an Stelle des alsbald verabschiedeten Hertzberg, der bei allen seinen Fehlern doch immer der letzte starke Vertreter der friderizianischen Diplomatie gewesen sei.

Sicherlich kannte kein preußischer Diplomat die friderizianischen Traditionen so gut wie Hertzberg; vom Beginn des siebenjährigen Krieges bis zum Tode des Königs, dreißig Jahre lang, war er dessen vertrauter Mitarbeiter gewesen, hatte den Hubertusburger Frieden geschlossen und fast alle preußischen Staatsschriften in dieser langen Zeit verfaßt. Eben aber die friderizianische Tradition, der Länderschacher um jeden Preis, hatte ihn zum Vertrage von Reichenbach geführt, und es war gerade den neuen Günstlingen des Königs zu danken, wenn in zwölfter Stunde noch ein gewisser Erfolg erreicht wurde. Deshalb dachten die Lucchesini und Konsorten freilich nicht daran, die friderizianische Tradition des Länderschachers aufzugeben, die sie denn auch glücklich bis Jena geführt hat, und zwar zunächst in die Gefolgschaft desselben Oesterreich, das eben in Reichenbach gedemütigt worden war.

Leopold hatte sofort einen Waffenstillstand mit der Türkei abgeschlossen, aber die endgültigen Friedensverhandlungen, die auf einem Kongreß in dem bulgarischen Städchen Sistowa stattfanden, schleppte er mit zäher Gewandtheit hin und wußte immer neue Schwierigkeiten zu schaffen. Dazu dachte die Zarin gar nicht daran, auf den Einspruch eines „toll gewordenen Katers" hin, wie sie in ihren vertraulichen Briefen den preußischen König unehrerbietig genug nannte, sich zum Frieden zu bequemen; sie bedrängte die Türkei nur um so heftiger, so daß sich diese um Hilfe nach London und Berlin wandte, hierher kraft des Bündnisvertrages, worin ihr Preußen seine Hilfe nicht nur gegen Oesterreich, sondern auch gegen Rußland zugesagt hatte.

Darüber war Friedrich Wilhelm nun zwar keineswegs erfreut; aber er schwelgte noch in seinem vermeintlichen Triumphe von Reichenbach, und zudem winkte ihm eine lockende Aussicht auf einen kaum preisgegebenen Länderschacher. Die herannahende Möglichkeit eines Krieges mit Rußland veranlaßte England, seinen bisherigen Widerstand gegen den preußischen Appetit auf Danzig aufzugeben; verlor es seinen russischen Markt durch den Krieg, so wünschte es sich einen neuen Zugang zu den slavischen Gebieten zu sichern, indem es die polnische Weichsel von den preußischen Zöllen befreite. Zunächst wollte sich Friedrich Wilhelm für die drohende Verwickelung mit Rußland den Rücken gegen Frankreich und Oesterreich decken; er entschloß sich deshalb, den Boden vertraulich zu sondieren, und sandte nach Paris den Juden Ephraim, das Haupt oder ein Glied der berüchtigten Falschmünzerfamilie, während er seinen Freund Bischoffwerder bei dem Fürsten Reuß, dem österreichischen Gesandten in Berlin, anklopfen ließ.

Ephraims Sendung nach Paris blieb erfolglos. Er meldete zwar, daß er sowohl beim Ministerium, wie bei den einflußreichen Mitgliedern der Nationalversammlung die günstigste Stimmung für ein preußisches Bündnis

Digitized by Google

gefunden habe, aber der offizielle Gesandte selbst mahnte zur Vorsicht; an dem Punkte, bis zu dem sich im Herbste 1790 die inneren Zustände Frankreichs entwickelt hatten, scheint ihm doch die „Solidarität der konservativen Interessen“ eingeleuchtet zu haben; er meinte, ehe ein französisches Bündnis für Preußen wertvoll werden könne, müsse das Ansehen des Königs gekräftigt und eine festere Regierung hergestellt werden. Zudem machte sich Ephraim durch seine Eitelkeit und Prahlerei so unangenehm bemerklich, daß er auf Wunsch des französischen Ministeriums zurückberufen werden mußte.

Nicht viel besser ließ sich die vertrauliche Verhandlung mit Wien an. Bischoffwerder sagte zu dem Fürsten Reuß, sein König wünsche lebhaft eine innige Verbindung mit Oesterreich, wodurch alle Unruhen in Europa mit einem Schlage gebannt werden könnten; in diesem Falle würde der König geneigt sein, auf österreichische Verwendung, trotz Englands Widerspruch, den Russen ihre türkischen Eroberungen zu überlassen. Gleichzeitig mit dieser Botschaft konnte Reuß aber nach Wien die Nachricht senden, die der österreichische Gesandte aus Petersburg alsbald bestätigte, daß Bischoffwerder in denselben Tagen den russischen Gesandten in Berlin sondiert habe, ob sich nicht ein preußisch-russischer Vertrag ermöglichen ließe, der den Russen gegen preußische Erwerbungen in Polen ihre türkischen Eroberungen sichere. Danach war es sehr begreiflich, daß die Minister in Wien zu der preußischen Sondierung wegwerfend die Achseln zuckten und dem Kaiser rieten, sich auf nichts einzulassen.

Leopold aber war anderer Meinung. Politische Sentimentalitäten lagen diesem kaltblütigen Despoten ganz fern, und er war sich vollkommen klar darüber, daß die josephinische Politik des russischen Bündnisses den österreichischen Interessen durchaus widerspreche. Sein Wunsch, von Rußland loszukommen, begegnete sich auf halbem Wege mit dem Wunsche des preußischen Königs, gegen Rußland gedeckt zu sein. Er ließ also Bischoffwerder nach Wien kommen, und die Erscheinung des Mannes überzeugte die österreichischen Minister sehr bald, wie unrecht sie daran getan hatten, in ihm einen gefährlichen Spion zu wittern. Bischoffwerder ließ sich bereitwillig über alle Intimitäten der preußischen Politik ausholen, erhielt seinerseits zwar kein unbedingtes Versprechen österreichischer Neutralität beim Ausbruch eines preußisch-russischen Krieges, aber doch die Zusicherung, daß man Rußland zur Mäßigung mahnen werde, und war schließlich selig über die Bereitwilligkeit Leopolds zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige, die wegen der eben bevorstehenden Reise des Kaisers nach Italien später stattfinden sollte.

In den leitenden Kreisen der preußischen Regierung war man nicht ebenso entzückt über Bischoffwerders Leistung. Jedoch teilte man die friedliche Gesinnung Leopolds nach England mit, wo eben der Versuch, für den russischen Krieg zu rüsten, einen allgemeinen Sturm hervorgerufen hatte, wegen der Gefährdung des überaus einträglichen Ostseehandels. Die englische Regierung schickte sofort den jungen Lord Elgin nach Florenz, um dem Kaiser ein Verteidigungsbündnis anzubieten, wenn er in Petersburg für einen Frieden wirken wolle, der sich mit den englischen Interessen vertrüge.

Digitized by Google

Daraufhin zögerte man auch in Berlin nicht länger und sandte am 12. Mai 1791 das Erbieten zu einem Bündnis beider Kronen in amtlicher Form nach Wien; als seinen einzigen Zweck gab man die möglichst vollständige Isolierung Rußlands an.

Allein bereits vor diesem 12. Mai war ein Ereignis eingetreten und bald nach ihm trat ein anderes Ereignis ein, die dem geplanten Bündnis eine ganz andere Richtung gaben. Seit dem ersten Raube an Polen, der dem polnischen Adel doch einen gehörigen Schrecken in die Glieder gejagt hatte, war eine polnische Reformpartei entstanden, um die Grundlagen eines modernen Staats zu schaffen. Sie hatte freilich nichts vor sich gebracht, weil eine herrschende Klasse niemals freiwillig auf ihre Vorrechte verzichtet und in Polen der dritte Stand fehlte, der auf den Adel den notwendigen Druck hätte ausüben können. Aller guter Wille für Reformen erlischt dann in dem Augenblick, wo aus ihm die praktischen Folgerungen gezogen werden sollen, und sei es auch im bescheidensten Maße. Um nur ein Beispiel anzuführen, so hatte der polnische Reichstag nach 1772 Andreas Zamoyski mit Herstellung eines reformierenden Gesetzbuchs betraut. Einen Entwurf dazu legte Zamoyski sechs Jahre später vor, worin eine ganz leichte Besserung der feudalen Fronverfassung vorgesehen war: einmal sollten zwei Söhne eines Leibeigenen unter allen Umständen an die Scholle gefesselt bleiben, aber seine übrigen Söhne frei abziehen können, und zweitens sollte ein Leibeigener gerichtliche Klage gegen seinen Herrn erheben dürfen, wenn er von diesem grausam mißhandelt würde, oder der Herr einen mit dem Leibeigenen geschlossenen Vertrag nicht hielte. Allein diese ganz geringfügigen Erleichterungen einer furchtbaren Knechtschaft genügten schon, um den polnischen Reichstag in einen Zustand völliger Raserei zu versetzen. Er zerriß das Gesetzbuch Zamoyskis und brandmarkte es als einen „des Scheiterhaufens würdigen Verrat"; dann beschloß er, daß der Reichstag in aller Ewigkeit nicht wieder mit solchen Vorschlägen belästigt werden dürfe.

So schleppten sich diese ohnmächtigen Reformversuche hin, bis sie noch einmal aufflackerten, als der altpreußische Staat sich mit der polnischen Republik gegen die beiden Kaiserhöfe verbündete. Die polnischen Reformer fanden nunmehr eine Stütze an dem neuen Verbündeten, der mit jeder Einschränkung der polnischen Anarchie die russische Herrschaft über Polen erschüttert sah. Allein sehr bald erfuhren sie die preußische Treulosigkeit; Hertzbergs Absichten auf Danzig und Thorn erbitterten sie ebenso wie der Reichenbacher Vertrag und die Annäherung zwischen Oesterreich und Preußen; sie argwöhnten einen neuen Raubplan auf polnischen Boden und überrumpelten am 3. Mai 1791 den spärlich besuchten Reichstag, indem sie seine Zugänge mit Truppen besetzen ließen und ihm eine neue Konstitution von zwölf Artikeln aufzwangen, die zwar immer noch die Leibeigenschaft so gut wie völlig unangetastet ließ, aber wenigstens das liberum veto abschaffte und statt der Wahl- die Erbmonarchie einsetzte.

In Rußland wurde dieser Staatsstreich als ein Schlag ins Gesicht empfunden, und die Zarin hatte nun keinen dringlicheren Wunsch, als den türkischen Krieg vom Halse zu haben, um sich mit voller Gewalt auf Polen

Digitized by Google

zu stürzen. In Berlin war die Ueberraschung kaum weniger unangenehm, denn die noch so entfernte Möglichkeit eines selbständigen Polens widersprach allen Ueberlieferungen des altpreußischen Staats. Allein da die Gefahr eines russischen Krieges noch nicht beseitigt war, so wollte man sich durch einen Protest doch nicht Polen entfremden und Oesterreich vor den Kopf stoßen. Denn Leopold hatte sich, wie in der türkischen, so auch in der polnischen Frage von der josephinischen Politik abgewandt; die Wiedergeburt Polens bot ihm Sicherheit gegen preußische Feindschaft und Unabhängigkeit von russischem Einfluß. So sandte denn der preußische König seine Glückwünsche nach Warschau, natürlich mit dem Hintergedanken, die polnischen Reformer zu verraten, sobald es möglich sei.

Beinahe hätte sich diese preußische Arglist nun in ihrer eigenen Schlinge gefangen. Die bereitwillige Zustimmung zu der neuen polnischen Verfassung erweckte den Argwohn in Wien, sie sei durch die Abtretung Danzigs und Thorns erkauft worden, und ein hohenzollernscher Prinz solle den polnischen Thron besteigen. Der Verdacht wurde sofort dem Kaiser mit aller Bestimmtheit nach Florenz gemeldet, und er sprach sich nun höchst erbittert über die preußische Intrige aus, die er in dem polnischen Staatsstreiche witterte. Oesterreich nahm sofort eine drohende und fast kriegslustige Haltung ein. Allein vorher hatte Leopold in seiner noch friedlichen Stimmung mit dem Lord Elgin verhandelt, sich bereit erklärt, die Sperrereien auf dem Kongreß in Sistowa aufzugeben, den türkischen Frieden nach den Reichenbacher Grundsätzen abzuschließen, auf ein gleiches Verfahren bei Katharina zu wirken und übrigens den Wunsch ausgesprochen, den trefflichen Obersten Bischoffwerder wiederzusehen. Das hatte Elgin nach Berlin gemeldet, und hieran knüpfte die preußische Regierung an, um sich von dem ungerechten Verdachte zu reinigen, der in der polnischen Sache auf sie gefallen war.

Am 28. Mai wurde Bischoffwerder nach Florenz geschickt, mit dem wiederholten Anerbieten eines Bündnisses für den Fall, daß der Kaiser in Sistowa rückhaltlos abschließe und sich bei einem russisch-preußischen Kriege ausdrücklich zur Neutralität verpflichte. An dem polnischen Staatsstreiche sei man in Berlin gänzlich unschuldig, doch habe man gegen die Garantie Polens in seinen jetzigen Grenzen und einer freien unabhängigen Verfassung Polens nichts einzuwenden; auch sei man bereit, in dem Vertrage die drei Nachbardynastien von dem polnischen Thron auszuschließen. Im übrigen sollte Bischoffwerder vor endgültiger Genehmigung des Vertrags noch in Berlin anfragen und das sächsische Lustschloß Pillnitz als den Ort für eine Zusammenkunft beider Monarchen vorschlagen.

Wie dieser Entwurf zeigt, wünschte die preußische Regierung das österreichische Bündnis immer nur erst als Rückendeckung gegen Rußland. Allzu gescheit war das nun gerade nicht, denn es war leicht vorherzusehen, und eine bald nach Bischoffwerders Abreise einlaufende Depesche aus Petersburg bestätigte es obendrein, daß Rußland nach dem polnischen Staatsstreiche den türkischen Krieg los sein wollte, so daß von dieser Seite keine Gefahr mehr drohte. Leopold sah darin schärfer, und als Bischoffwerder am 10. Juni in Mailand erschien, wo er den Kaiser traf, meinte dieser, er werde nach

Digitized by Google

Sistowa die nötigen Instruktionen zum sofortigen Abschluß ergehen lassen und dann nur noch aus Anstandsrücksichten den russisch-türkischen Frieden abwarten, um ein Bündnis mit Preußen abzuschließen. Er war seiner Sache so sicher, daß er Bischoffwerder gleich bei sich behielt, um die Einzelheiten des Vertrages festzusetzen, und er konnte es in der Tat auch sein, denn Rußland, das mit Schweden bereits Frieden geschlossen hatte, stimmte seine Ansprüche an die Türkei auf die öde Steppe zwischen Bug und Dniestr herab, so daß nunmehr auch dem Frieden zwischen den beiden Kaiserhöfen und der Pforte nichts mehr im Wege stand.

Darauf brachte Leopold einen neuen Gesichtspunkt in die Verhandlungen mit Bischoffwerder. Er hatte sich bisher allen Hilferufen seiner Schwester, der Königin von Frankreich, ganz unzugänglich erwiesen und ebenso den konterrevolutionären Plänen der französischen Prinzen und Junker, die aus Frankreich geflohen waren und mit schamloser Frechheit ihre landesverräterischen Rüstungen in der rheinischen Pfaffengasse betrieben. Nun aber beabsichtigte das französische Königspaar, aus Paris zu entfliehen, sich in eine Grenzfestung zu werfen und, auf treu gebliebene Truppen gestützt, dem gänzlichen Verfall der monarchischen Gewalt zu steuern; die Königin bat ihren Bruder, diesen Plan durch Ansammlung deutscher Truppen an der Grenze zu fördern. Hierauf ging Leopold ein, obgleich er den Fluchtplan dringend widerriet. Er war noch im ungewissen, was in Paris geschehen werde, als er mit Bischoffwerder verhandelte, sondierte diesen aber sofort über die französischen Angelegenheiten. Er fürchte die Propaganda der Jakobiner in Italien; das Uebel müsse mit der Wurzel ausgerottet werden, das werde er mit dem Könige in Pillnitz erwägen. Leopold suchte die Rechtmäßigkeit einer Einmischung des Auslandes durch die Aufhetzungen in den Nachbarländern und die Gefährdung der königlichen Familie zu begründen, fügte jedoch hinzu, ein einzelner Staat könne da nicht helfen, das einzige Mittel sei ein großer Verein aller europäischen Mächte.

Inzwischen war der Fluchtversuch des französischen Königs gescheitert und hatte ihm schwere Demütigungen eingetragen. Daraufhin erließ Leopold am 6. Juli 1791 von Padua aus ein Rundschreiben an alle europäischen Souveräne, worin er sie aufforderte, sich der Sache Ludwigs XVI. als einer gemeinsamen Sache anzunehmen; zugleich sprach er seine Absicht aus, sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß zu setzen, was jedoch nur zum kleinsten Teile geschah. Dann reiste er mit Bischoffwerder nach Wien zurück und beredete ihn hier zu einem Bündnisvertrage, den der preußische Abgesandte unterschrieb, ohne vorher in Berlin nochmals anzufragen. Beide Mächte verbürgten sich ihren Besitzstand, versprachen, kein ferneres Bündnis mit dritten Mächten ohne Vorwissen des neuen Genossen einzugehen, sagten sich zu, nichts gegen den Besitzstand und die Verfassung Polens zu unternehmen, schlossen die drei Nachbardynastien von dem polnischen Throne aus, verbanden sich zu gegenseitiger Hilfe bei inneren Unruhen in ihren Staaten und verpflichteten sich, den Verein über die französischen Angelegenheiten, zu dem der Kaiser eben die europäischen Mächte aufgefordert hatte, ungesäumt herbeizuführen.

Digitized by Google

In einer besonderen Denkschrift von demselben Tage erläuterte der Kaiser dann näher seine Ansichten über den europäischen Verein. Er begründete die Rechtmäßigkeit einer Intervention in die französischen Angelegenheiten durch die ansteckende Natur des revolutionären Giftes und schlug eine gemeinsame Erklärung aller Mächte an die französische Nationalversammlung vor, worin diese zum Innehalten auf ihrem revolutionären Wege aufgefordert werden sollte. Bliebe dieser Schritt wirkungslos, so sollten die Mächte allen Handel und Verkehr mit Frankreich abbrechen und zu einem Kongreß zusammentreten, um die weiteren Maßregeln zu beraten. Dort würde man, für den Fall des kriegerischen Einschreitens, sich über die künftige Verfassung Frankreichs einigen, von vornherein aber zu Ehren der großen gemeinsamen Sache auf jede selbstsüchtige Vergrößerung verzichten.

Obgleich sich Bischoffwerder bei Abschluß des Vertrages von Leopold völlig hatte übertölpeln lassen, so daß der Vertrag ein Löwenvertrag zu Oesterreichs Gunsten war, ging man in Berlin bereitwillig darauf ein und der dicke Wilhelm begeisterte sich für den Gedanken, sein „ritterliches" Schwert für die gefährdete Würde des französischen Königs zu ziehen, dem er eben das wichtige Kronrecht der Kriegserklärung hatte abknöpfen helfen. Gegen die kaiserliche Denkschrift wurden in Berlin allerdings einige Bedenken laut. Namentlich meinte man, daß der Verzicht auf jede Vergrößerung in der Ordnung sei, wenn man wirklich die Restauration Ludwigs XVI. durchsetze, aber wenn man nicht dazu gelange, sondern nur etwa Elsaß-Lothringen erobere, weshalb solle man diese Beute dann herausgeben? Und wer solle sie behalten? In der Sucht des Länderschachers, die in Berlin noch größer war als in Wien, sorgte man sich schon um das Fell des Bären, lange ehe der Bär erlegt war.

Inzwischen nahmen auch andere Mächte ihre Stellung zu der Frage einer Intervention gegen die französische Revolution. Die englische Regierung lehnte sie kategorisch ab und erklärte, daß sie bei einem Bruche zwischen Oesterreich und Frankreich die genaueste Neutralität beobachten würde. Dagegen legte sich die Zarin Katharina mit heiligem Eifer für die unbefleckte Reinheit der französischen Krone ins Zeug; es gelang ihr auch, ihren alten Gegner, den König von Schweden, mit dem sie eben erst Krieg geführt hatte, für einen Kreuzzug gegen die Revolution zu begeistern; gemeinsam mit ihm schloß sie mit den französischen Prinzen, die aus Frankreich geflohen waren, einen Vertrag, worin diese feigen Ausreißer als die allein berechtigte Regierung Frankreichs anerkannt wurden; selbst einen Gesandten beglaubigte die Zarin bei ihnen. Natürlich dachte Katharina nicht daran, auch nur einen Mann gegen die Revolution marschieren zu lassen; in erster Reihe lag ihr daran, die deutschen Mächte in einen Krieg mit Frankreich zu hetzen; sie erklärte ihren Ministern mit aller Offenheit, daß sie auf diese Weise freien Ellenbogenraum gewinnen wolle, um Polen zu unterwerfen. Und wenigstens auf den preußischen König verfehlte ihr scheinbarer Fanatismus seinen Eindruck nicht, obgleich er von seinen eigenen Ministern vor dem durchsichtigen Spiel der Zarin gewarnt wurde.

Bei dem Kaiser Leopold verfing der Schwindel allerdings nicht so leicht. Als er am 27. August mit dem preußischen König in Pillnitz zu-

Digitized by Google

sammenkam, dämpfte er dessen „großmütige“ Wallungen so weit, daß beide dem von Katharina beschützten Emigrantengesindel noch eine unzweideutige Absage erteilten. Aber sie erließen doch eine Erklärung, die auf eine Sammlung der „reaktionären Masse“ gegen die französische Revolution hinauslief. Sie bezeichneten die französischen Zustände als einen Gegenstand, der alle europäischen Souveräne gemeinsam berühre, und knüpften die Hoffnung daran, daß diese Souveräne nicht ablehnen würden, aufs wirksamste dafür tätig zu sein, daß der König von Frankreich in vollster Freiheit die Grundlagen einer Ordnung feststellen könne, die den Rechten der Souveräne ebenso entspreche, wie der Wohlfahrt der Franzosen. „Dann und in diesem Falle sind Ihre genannten Majestäten entschlossen, rasch und in gegenseitigem Einverständnis mit den nötigen Kräften für das vorgesetzte gemeinsame Ziel zu wirken. Einstweilen werden sie ihren Truppen die nötigen Befehle geben, damit diese bereit sind, sich in Bewegung zu setzen.“

So spielten der österreichische und der preußische Despot mit dem Feuer, ohne zu ahnen, wie schmerzlich dies Feuer ihre und ihrer Nachfolger Finger versengen würde.

Der Kreuzzug gegen die Revolution.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Vorgänge einen entscheidenden Einfluß auf die Entwickelung der französischen Revolution gewannen.

Sie hatte zunächst eine durchaus friedliche Stellung zum Auslande genommen; noch in dem Streit um den Nootkasund hatte sie der Krone das Recht der alleinigen Entscheidung über Krieg und Frieden entrissen, um sie an einem Kriege zu hindern. Das tat sie natürlich in ihrem eigenen Interesse, aber einen Grund zur Beschwerde hatte das Ausland deshalb doch nicht, und zwar um so weniger, als die preußische Krone dabei tapfer mitgeholfen hatte.

Auch „Hetzereien“ im Auslande konnten der Revolution bis dahin nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es ergab sich aus der Natur der Dinge selbst, daß die bürgerliche Revolution in Paris überall, wo die Massen der Bevölkerung unter dem feudalen Joche schmachteten, mit frohem Aufatmen begrüßt wurde; es genügt, an die Begeisterung zu erinnern, mit der die Klopstock und Herder, die Kant und Fichte die neue Morgendämmerung der Weltgeschichte begrüßten. In Deutschland blieb diese Teilnahme an der bürgerlichen Revolution leider so gut wie nur theoretisch; was in den rheinischen Gebieten an kleinen Bauernunruhen vorkam, zählte nicht weiter mit. In anderen Ländern, wie Belgien, Holland, Italien, fand die Revolution mehr oder minder auch ein praktisches Echo, was jedoch den Zuständen dieser Länder nnd nicht den „Hetzereien“ der französischen Revolutionäre zu danken war.

Nur in einem Punkte hatte die Revolution völkerrechtliche Verträge verletzt, gleich in ihren Anfängen, durch die Beschlüsse der berühmten Augustnacht, die mit den mittelalterlichen Vorrechten des Feudaladels und der Feudalklerisei aufräumten. Dadurch wurde eine ganze Anzahl deutscher Reichsstände, geistlicher wie weltlicher, die mehr oder minder umfangreiche Besitzungen im Elsaß hatten, in ihren Ausbeutungsinteressen berührt, ebenso wie später auch noch die geistlichen Reichsstände durch die Säkularisation des

Digitized by Google

Kirchengutes und die neue Kirchenverfassung. Sie fuhren dabei um nichts schlechter, als die französischen Junker und Pfaffen, aber ihre Privilegien waren ihnen bei der Abtretung des Elsasses an Frankreich von der französischen Regierung verbürgt worden, beruhten also auf internationalen Verträgen und konnten somit nicht einseitig von Frankreich kassiert werden. Materiell kennzeichnete ihre Vernichtung natürlich einen großen Kulturfortschritt, der das Elsaß tatsächlich mit Frankreich verschmolzen hat; es war selbst in jener Zeit weltkundig, wie schwer diese elsässischen Untertanen bedrückt wurden durch ihr doppeltes Verhältnis als Steuerpflichtige der französischen Krone und als Lehnsuntertanen der deutschen Reichsstände. Hier lag also ein Konflikt vor, der am billigsten durch eine Entschädigung ausgeglichen werden konnte, die Frankreich den geschädigten Reichsständen zahlte, und hierzu war die Nationalversammlung auch bereit. Allein die von ihr gekränkten Reichsstände verlangten die Wiederherstellung ihres feudalen Kehrichts, was selbstverständlich von Frankreich zurückgewiesen werden mußte.

Sie wandten sich nun mit ihren Beschwerden an den Reichstag in Regensburg, bei dessen schneckenhaftem Geschäftsgange die Sache auf Jahre hinaus verschleppt wurde. So lange zu warten, hatten einige dieser feudalen Ausbeuter aber keine Neigung, und so machten namentlich die geistlichen Kurfürsten am Rhein der Revolution in ihrer Weise den offenen Krieg, indem sie die Emigranten bei sich aufnahmen und ihnen gestatteten, einen bewaffneten Einfall in Frankreich vorzubereiten. Namentlich in Koblenz, das zum Kurfürstentum Trier gehörte, ließen sich der Graf von Provence und der Graf von Artois, die Brüder des französischen Königs, mit einem mächtigen Schwarm von Flüchtlingen nieder, verbrachten ihre Zeit in einem so ausschweifenden, liederlichen und zuchtlosen Leben, daß selbst die Ehrfurcht des deutschen Philisters darüber in die Brüche ging, richteten zugleich aber ein Finanz-, ein Polizei-, ein Kriegsministerium ein, exerzierten und rüsteten ein paar tausend Mann aus und prahlten in marktschreierischer Weise mit dem Kriege, den sie über die französische Grenze tragen würden, um die alte feudale Gesellschaft wieder herzustellen, wie sie bis zum Jahre 1789 bestanden hatte. Dabei fanden sie nicht nur die Duldung, sondern auch die Unterstützung deutscher Fürsten. Der Kurfürst von Trier wies ihnen amtliche Gebäude an, ließ sie Magazine errichten, öffentliche Aufrufe zur Werbung bekannt machen, ja gab ihnen selbst Waffen aus dem kurfürstlichen Zeughause. Andere deutsche Fürsten unterstützten sie mit Geldmitteln; sogar der König von Preußen ist ruchlos genug gewesen, in zehn Monaten nicht weniger als fünf Millionen Francs an die geflüchteten Prinzen zu zahlen, aus dem Staatsschatze, der durch einen blutigen Steuerdruck erpreßt worden war, noch vor dem Ausbruch des Krieges und ohne daß er auch nur einen scheinbaren Grund zur Beschwerde über Frankreich gehabt hätte.

Für diese krasse Verletzung des Völkerrechts gab es nur die eine Entschuldigung, daß die Emigrantenbande ebenso feige wie liederlich war, also ihr Landesverrat keine wirkliche Gefahr für Frankreich bildete. Allein um so gehässiger erschien der offizielle Schutz, den sie in Deutschland fand, und dann hatte ihr wüstes Treiben allerdings auch eine Seite, die ihm ein sehr

Digitized by Google

lebhaftes Interesse bei den Massen der französischen Nation sicherte. Sie ersahen daraus, was ihrer warte, wenn diese Gesellschaft einmal wieder das Heft in die Hand bekam; Koblenz hielt ihnen wie in einem Miniaturbilde alle Schrecken des alten Frankreich wach. Deshalb machte auch der Fluchtversuch des Königs einen so überwältigenden Eindruck auf sie. Sie hatten dabei keinen anderen Gedanken, als daß der König sich an der Grenze mit seinen Brüdern vereinigen und, auf Hunderttausende von fremden Soldaten gestützt, zurückkehren werde, um über Blut und Tränen das alte Frankreich wieder zu errichten. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß sich auf solche Aussicht hin das ganze Volk wie ein Mann erhob. Die Nationalversammlung benutzte den Anstoß, den die versuchte Flucht des Königs gegeben hatte, um eine gleichförmige Organisation der Bürgergarde durch das ganze Reich und die Organisation von 169 Bataillonen nationaler Freiwilliger mit selbstgewählten Offizieren zu verfügen; 60 davon waren schon binnen wenigen Wochen in die Garnisonen der Nordgrenze abgerückt.

Es ist richtig, daß Ludwig XVI. und auch die Königin das Treiben der Emigranten heftig verleugneten. Aber es ist ebenso richtig, daß die Massen in vollkommenem Rechte waren, auf diese Verleugnung auch nicht einen Pfifferling zu geben. Gelang die Restauration des Königtums durch die Hilfe des Auslandes, so waren die Emigranten obenauf und der König eine Puppe in ihrer Hand; man hatte damals schon heikle Erfahrungen mit königlichen Versprechungen gemacht, die in der Not gegeben werden. Mitten in die Erregung, die durch den Fluchtversuch des Königs verursacht worden war, fiel nun die Kunde von dem Rundschreiben, das Leopold am 6. Juli aus Padua erlassen hatte, von dem österreichisch-preußischen Bündnis, von der Pillnitzer Erklärung mit ihren unverhüllten Drohungen. Kein Wunder, daß der nationale Nerv des französischen Volkes in heftige Zuckungen geriet.

Dann schien sich noch einmal alles zum Guten zu legen, als die Nationalversammlung im September 1791 die neue Verfassung vollendet und der König sie beschworen hatte. Oesterreich und Preußen erkannten die Verfassung an, und der Frieden schien gesichert zu sein. Nun aber wandte sich das Blatt; in der neuen Nationalversammlung, die aus neuen Männern bestand, trat die republikanische Linke, der ihre Mitglieder aus Bordeaux den Namen der Gironde gaben, so drohend und stolz gegen das Ausland auf und trieb die Dinge so auf die Spitze, daß sie bereits am 20. April 1792 den König zwingen konnte, den Krieg an Oesterreich zu erklären.

So erzählen die preußischen Historiker, die Sybel und Treitschke; nach ihnen sind die armen Unschuldslämmer Oesterreich und Preußen von der Gironde überfallen worden, weil diese aus doktrinärer Begeisterung für die republikanische Staatsform das Königtum durch einen Krieg mit dem Schwager des Königs habe stürzen wollen. Es lohnt sich kaum, ein Wort der Widerlegung an diesen Widersinn zu verschwenden; die parlamentarische Fraktion soll noch erst gefunden werden, die mit einer doktrinären Schrulle die Welt an allen vier Ecken anzuzünden verstände. Historische Tatsache ist vielmehr, daß Kaiser Leopold nach wie vor, trotz seiner Pflichten als Reichsoberhaupt, die Emigranten in den rheinischen Kurfürstentümern weiter toben ließ, und

Digitized by Google

daß der fromme König von Frankreich nach seinem Eide auf die Verfassung ebenso Landesverrat trieb, wie vorher. Sowohl Ludwig XVI. wie Marie Antoinette bombardierten alle europäischen Monarchen mit flehentlichen Bitten um Einberufung eines europäischen Kongresses, der mit Waffengewalt die Mittel schaffen sollte, die Fraktionen zu bändigen, die Verfassung zu annullieren, die Ausbreitung der Revolution zu hindern. Es war also wirklich nicht sinnlose Kriegslust, als die neue Versammlung, nicht nur unter dem Jubel der Girondisten, sondern aller Parteien, am 29. November 1791 beschloß, der König möge die rheinischen Kurfürsten zur Auflösung des Emigrantenheeres auffordern, die Entschädigung der im Elsaß begüterten deutschen Fürsten rasch erledigen, das diplomatische Personal in patriotischem Sinne wechseln, und sofort die nötigen Streitkräfte an der Grenze versammeln, um dem allem den nötigen Nachdruck zu geben. Der König versprach am 14. Dezember, diesem Ansinnen nachzukommen und richtete Beschwerdenoten an den Kurfürsten von Trier sowie an den Kaiser.

Der Kurfürst erwiderte mit der patzigen Lüge, es geschehe nichts Feindliches gegen Frankreich in seinen Landen. Darauf sandte Frankreich einen Gesandten nach Koblenz, um nochmals seine Beschwerden mündlich zu wiederholen. Das half so viel, daß am 3. Januar 1792 eine kurfürstliche Verordnung erschien, die die Organisation militärischer Körperschaften, militärische Kantonnements und Uebungen untersagte. Aber der Kurfürst hinderte nicht, daß die Emigranten den Vertreter ihres Königs in der bubenhaftesten Weise insultierten, ihm Katzenkonzerte brachten und seine Wohnung mit Unrat bebesudelten, ohne daß er selbst auch nur mit einem Worte die Grenzen taktvoller Mäßigung überschritten hätte. Im übrigen traten die Emigranten der Verordnung ihres kurfürstlichen Beschützers mit unanständigem Trotz entgegen und übten ihre Truppen ruhig weiter. Als dann aber der französische Gesandte eine Note seiner Regierung zu überreichen hatte, worin sie für die Verordnung vom 3. Januar dankte und ihrerseits mitteilte, sie habe den Zivil- und Militärbehörden den gemessenen Befehl erteilt, jede Beunruhigung der Grenzen zu vermeiden, fuhr das amtliche Blatt des Kurfürstentums den Gesandten an: „O Schande, o ewige Schande, die durch kein Blut mehr abgewaschen werden kann. Ein Spion aus dem Jakobinerklub, ein Zögling des Mirabeau und des Necker erfrecht sich, vor Klemens Wenceslaus zu treten, vor den tugendhaftesten Fürsten seiner Zeit." Das ist eine kleine Probe der nichtswürdigen Herausforderungen, die sich damals das revolutionäre Frankreich von den deutschen Zwergdespoten bieten lassen mußte.

Nicht so lümmelhaft war die Antwort des Kaisers auf die französische Beschwerde wegen der Emigranten, aber immerhin höhnisch und verletzend genug. Er schrieb am 21. Dezember, der Kurfürst von Trier, der die Emigranten längst entwaffnet habe — was erfunden war —, habe ihn um Schutz gebeten für den Fall eines französischen Angriffs. Der Kaiser vertraue zwar der Mäßigung König Ludwigs, aber da er besorge, daß trotz dieser Mäßigung Gewalttaten gegen Trier verübt werden könnten, so habe er den Marschall Bender in Luxemburg angewiesen, in solchem Falle dem Kurfürsten die wirksamste Hilfe zu leisten. Er hoffe jedoch, daß solche

Digitized by Google

äußerste Maßregeln nicht nötig sein würden, weder für Kaiser und Reich, noch für die Mächte, die sich zur Erhaltung der Ruhe und zur Sicherheit der Kronen vereinigt hätten. Hier drohte also Leopold offen mit dem Vereine der europäischen Mächte, auf den das französische Königspaar seine heimlichen landesverräterischen Hoffnungen setzte. Nichts begreiflicher, als daß nunmehr die französische Versammlung den unumwundenen Verzicht auf alle Interventionspläne verlangte und als er verweigert wurde, an Leopold oder vielmehr — da er am 1. März 1792 gestorben war — an seinen Nachfolger Franz den Krieg erklärte.

Gleichwohl kann man jener preußischen Legende den mildernden Umstand zubilligen, daß sie nur ein Rückschlag auf die französische Legende ist, wonach das feudale Europa einen Vernichtungskrieg gegen die französische Revolution begonnen habe. Das ist in dieser Form auch nicht richtig; einen feudalen Prinzipienkrieg hat eigentlich nur der halbnärrische König von Schweden gewollt und die verschlagene Zarin Katharina geheuchelt. Man macht sich das wirkliche Verhältnis, wie es damals bestanden hat, am leichtesten an den Erfahrungen der proletarischen Revolution in unseren Tagen klar. Eine revolutionäre Bewegung wird zunächst von den herrschenden Klassen unterschätzt und als ungefährlich von ihnen für ihre eigenen Katzbalgereien auszunützen gesucht; sobald sie aber eine gewisse Höhe erreicht hat, erkennen die herrschenden Klassen, daß hier ein Feind heranwächst, der ihnen allen Tod und Verderben droht, und sie suchen sich zu einer „reaktionären Masse" zusammenzuschließen, um die Revolution zu erdrücken. Allein der Höhe des revolutionären Fortschritts entspricht immer die Tiefe ihres reaktionären Verfalls; sie besitzen nicht mehr die intellektuellen und moralischen Kräfte, um einen großen Prinzipienkampf mit derjenigen Ausdauer und Energie, mit derjenigen Disziplin und Opferfähigkeit zu führen, die ihnen allein den Sieg verbürgen könnten. Sie sind viel zu sehr daran gewöhnt, ihre engsten Interessen in kurzsichtigster Weise zu verfolgen, als daß sie einem gemeinsamen Interesse auch nur das geringste opfern möchten; ungleich mehr, als der Sieg selbst, interessiert sie die Beute, die nach dem Siege auf ihren Anteil fallen könnte; indem sie Schulter an Schulter vorwärts marschieren sollen, schielen sie bei jedem Schritte ängstlich um sich, ob ihnen ihr Neben- oder Hintermann nicht unversehens einen Puff versetzt; sie trauen sich gegenseitig nicht einen Schritt über den Weg und haben auch allen Grund zu diesem Mißtrauen; so geraten sie meistens schon in eine allgemeine Rauferei untereinander, ehe sie nur an den Feind gekommen sind, oder wenn sie je handgemein mit ihm werden, so hat seine in revolutionärer Kraft geschlossene Phalanx leichtes Spiel, die zerfahrene Rotte vom Schlachtfelde zu fegen. Der verschlissene Fetzen von gemeinsamer Fahne, die sie aufziehen, sät in ihren eigenen Reihen nur Zank und Zwietracht, während er alle Keime dazu in den gegnerischen Reihen tötet, die sich nun um so enger zusammenschließen.

Diese Erfahrung, die das revolutionäre Proletariat in der Gegenwart immer von neuem macht, läßt sich schon an allen feudalen Koalitionen gegen die französische Revolution beobachten, und besonders klar gleich an der ersten dieser Koalitionen. Solange nur erst die französische Monarchie

Digitized by Google

bedrängt erschien, sahen die anderen Monarchien mit einer gewissen Schadenfreude den Nöten der gefürchteten Nebenbuhlerin zu; auch der altpreußische Staat schob einige Scheite in den Brand, der an dem französischen Thron emporleckte. Dann aber begann sich die „reaktionäre Masse" zusammenzuballen, als die empfindlichen Demütigungen, die über das französische Königspaar nach dessen gescheitertem Fluchtversuch hereinbrachen, eine Gefahr signalisierten, die allen europäischen Thronen drohte, wie es Kaiser Leopold in seinem Rundschreiben von Padua aussprach. Er verkündete auch ganz richtig das Programm, das die „reaktionäre Masse" hätte haben müssen, wenn sie auf einen Erfolg rechnen wollte, indem er sagte, um der großen gemeinsamen Sache willen müsse jede Macht auf selbstsüchtige Absichten verzichten. Allein gleich der erste Bundesgenosse, mit dem er verhandelte, erklärte ihm kategorisch: Ja, aber was fällt dabei für mich ab?

Hierbei blieb die preußische Regierung auch bestehen, als die unmittelbare Gefahr des Krieges herangerückt war, und die österreichische Regierung mußte sich bequemen, in dem Verteidigungsbündnis, durch das sie im Februar 1792 den Julivertrag des Vorjahres bekräftigte, den preußischen Anspruch auf eine Entschädigung für die Kriegskosten zuzugestehen. Je mehr sich der dicke Wilhelm für den Gedanken begeisterte, mit seinem rostigen Spieß den Drachen der Revolution zu erlegen, um so hartnäckiger beharrte er darauf, ein gutes Trinkgeld für den Liebesdienst zu fordern, den er allen heiligen Gütern der Menschheit erwies.

Mit diabolischem Geschick verstand nun die Zarin, zwischen die deutschen Mächte, die sie mit allen Kräften in den französischen Krieg hetzte, zugleich den Samen innerer Zwietracht zu streuen, indem sie in einer für sie ganz unverbindlichen Weise dem preußischen Könige ein Stück Polens in lockende Aussicht stellte, dagegen in Wien anregen ließ, man solle doch zum Ausgleich auf den alten österreichischen Lieblingsplan, Belgien gegen Bayern auszutauschen, das heißt auf die österreichische Herrschaft über Süddeutschland zurückkommen. In Berlin wie in Wien verfing der Köder, doch schlang man ihn in Berlin noch gieriger hinunter als in Wien. Der „ritterliche" König von Preußen vergaß, daß er durch einen feierlichen Vertrag zum Schutze des polnischen Gebietes verpflichtet war und nicht minder feierlich die polnische Maiverfassung anerkannt hatte, so daß er nur unter schmählichster Befleckung seiner Ehre einen neuen Raub an Polen begehen konnte, und er vergaß ebenso, daß die Zulassung der österreichischen Herrschaft über Süddeutschland von seinem Vorgänger stets aufs schärfste, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, bekämpft worden war, und vom borussischen Standpunkt aus sicherlich auch aus triftigen Gründen. Inzwischen wollte man aber auch in Wien nicht auf halbem Wege stehen bleiben, nachdem man sich einmal auf die schiefe Bahn der Entschädigungsfrage begeben hatte; unter dem Vorgeben, daß ein Tausch noch kein reeller Zuwachs an Land und Leuten sei, verlangte man noch die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, althohenzollernschen Besitz, der eben an die preußische Krone durch den Verzicht des letzten Markgrafen zurückgefallen war. Das ging nun wieder dem preußischen Könige wider den Strich; er lehnte die Forderung ab, natürlich

Digitized by Google

nur mit dem Erfolge, daß Oesterreich, das noch immer in hohem Grade an der Erhaltung Polens interessiert war, um so argwöhnischer gegen die polnischen Pläne seines Verbündeten wurde.

So beobachteten sich Oesterreich und Preußen mit leisem Knurren wie zwei mißtrauische Raubtiere, als sie sich im Juli 1792 zum Sprunge auf das revolutionäre Frankreich anschickten. Obgleich der Krieg allein an Oesterreich erklärt worden war, und Preußen nur als dessen Verbündeter ins Feld zog, stellte es doch am Rheine das Hauptheer und den Oberbefehlshaber: 42 000 Mann, die unter dem Befehle des Herzogs Karl Wilhelm von Braunschweig aus Koblenz nach Frankreich einrücken und je nachdem Paris erobern sollten, was die Emigranten in Koblenz als einen gefahrlosen Spaziergang schilderten. Der Herzog von Braunschweig war im Grunde seines Herzens dieser Ansicht nicht; er war ein deutscher Zwergdespot, selbst unter seinesgleichen hervorragend als einer der verrufensten Menschenverkäufer, dazu ein Menschenquäler, der das letzte Lebensjahrzehnt Lessings zu einer traurigen Leidensstation gemacht hat, aber gerade noch gebildet genug, um ein unheimliches Grauen vor den dämonischen Mächten der Revolution zu empfinden. Er führte den Krieg nur mit halbem Herzen, zumal da er auch ein sehr berechtigtes Mißtrauen in seine Feldherrentalente setzte, die ihm als einem Lieblingsneffen des alternden Königs Friedrich von beflissenen Liebedienern mehr zurechtgeredet worden waren, als daß er sie je hätte betätigen können.

Jedoch trotz dieser leisen Anwandlungen besserer Einsicht ließ sich der Herzog von dem Emigrantengesindel beschwatzen und brach mit jenem berüchtigten Manifeste auf, das Paris dem Erdboden gleich zu machen drohte, der französischen Nation allen Jammer einer feindlichen Invasion verhieß, dazu die Rückkehr des Despotismus und die Rache. Es war eine jener herzbrechenden Dummheiten, wie man sie nur in der preußischen Geschichte, aber in ihr auch gleich dutzendweise findet: im Augenblicke, wo das österreichisch-preußische Bündnis schon in allen Fugen krachte, erklärte es den feudalen Prinzipienkrieg und stürmte die französische Nation bis zum letzten Mann auf. Dem unverschämten Manifeste antworteten die unsterblichen Klänge der Marseillaise, die in Straßburg gedichtet wurde: aux armes, citoyens! und ehe das preußische Heer, das den König von Frankreich befreien sollte, auch nur die französische Grenze erreicht hatte, war das französische Königtum gestürzt.

Dennoch marschierte der Herzog von Braunschweig mit der majestätischen Langsamkeit, die allein des friderizianischen Heeres würdig zu sein schien, über die Grenze, eroberte auch ein paar kleine Festungen, kehrte dann aber, als er bei Valmy auf Heereskörper stieß, die ihm wirklichen Widerstand leisten konnten, obgleich sie seinen Truppen immer noch nicht gewachsen waren, nach einer nutz- und wirkungslosen Kanonade mit feierlicher Würde um. Die Franzosen überließen es dem Herbstwetter und dem Schmutze der Champagne, das preußische Heer zu vernichten, das die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt hatte, als es wieder auf deutschen Boden gelangte. Sie selbst eroberten Belgien und Mainz, die Hauptfestung Deutschlands, und so

Digitized by Google

nahm der Kreuzzug gegen die Revolution ein Ende, das so schmachvoll wie verdient war.

Der zweite Raub an Polen.

Derweil hatte sich die Zarin mit gewaffenter Hand in den Besitz Polens gesetzt.

Ein Teil des großen polnischen Adels, der von ihr erkauft worden war oder aus seinen eigensüchtigen Klasseninteressen heraus sein Vaterland an sie verriet, hatte sich zur Konföderation von Targowice verbunden, um die Maiverfassung zu stürzen. Mit Hilfe der russischen Waffen erreichte er sein Ziel, aber sein Versuch, sich nunmehr zum Herrn des polnischen Staats zu machen, scheiterte sofort an dem Widerspruche der Zarin. „Die Kaiserin will das Wohl der Nation, und nicht das Wohl einiger Individuen", ließ sie den Targowicern kaltblütig erklären. Polen sollte nach dem Willen Katharinas bleiben, was es tatsächlich schon war: eine russische Provinz.

Allein Preußen verlangte nun ungestüm seinen Anteil an der Beute. Dem widersetzte sich Oesterreich, das auf seine Entschädigung aus dem durchschlagenden Grunde verzichten mußte, weil das Tauschobjekt Belgien sich in der Gewalt der Franzosen befand. Aber eben diese Tatsache lähmte nun auch wieder den Einspruch Oesterreichs. Es bedurfte der preußischen Hilfe, um Belgien und Mainz zurückzuerobern, und die preußische Regierung drohte, ihren Frieden mit Frankreich zu machen, oder doch ihre Truppenleistung auf die 20000 Mann zu beschränken, zu deren Stellung sie nach dem Wortlaut des Bündnisvertrags nur verpflichtet war, wenn sie nicht zur Deckung ihrer bisherigen und zukünftigen Kriegskosten ein Stück Polens erhielte. Das war auch für die Zarin keine erfreuliche Aussicht, denn immer blieb es ein Hauptziel ihrer Politik, die deutschen Mächte in den Krieg mit Frankreich verwickelt zu sehen.

Was sie aber in letzter Instanz bewog, dem preußischen Begehren nachzugeben und unter Ausschluß Oesterreichs einen Teil des polnischen Raubes an Preußen abzutreten, war ihre Sorge, daß ihr der allzu große Bissen in der Kehle stecken bleiben könne. Ihr letzter Türkenkrieg hatte 400000 Menschen verschlungen, ein gewaltiger Verlust für ihr menschenarmes Land, und die russischen Finanzen waren von Grund aus zerrüttet. Auf der anderen Seite erhob sich ein unerwartet heftiger Widerstand gegen ihre Raubpläne in Polen selbst. In der unglücklichen Nation erwachte das Bewußtsein, daß sie am Ende ihrer Tage stehe, und was sie noch an nationaler Kraft besaß, bäumte sich heftig auf gegen den drohenden Untergang. Die Partei der Maiverfassung machte den Targowicern den erbittertsten Krieg; die polnischen Städte, soweit es ihrer gab, waren empört über die Vernichtung der an sich ja sehr bescheidenen Rechte, die ihnen in der Maiverfassung eingeräumt worden waren, und selbst die leibeigenen Bauern wurden sehr schwierig, nicht aus nationaler Begeisterung, aber doch aus Empörung über die Ausschweifungen und Roheiten der russischen Truppen. Dazu kam der Widerhall der französischen Revolution, der zur Gründung geheimer revolutionärer Klubs in Warschau und von hier über andere Städte führte. Wie

Digitized by Google

Lelewel in seiner polnischen Geschichte erzählt, verständigten sie sich durch das eigentümliche Mittel eines schlüpfrigen Romans, den als solchen alle Welt las, während die Eingeweihten in ihm einen Schlüssel für ihre Korrespondenz und ein Muster für ihre Organisation fanden.

Diese Lage der Dinge war nicht ohne große Gefahr für die Zarin, namentlich wenn Preußen mit Frankreich seinen Frieden machte und, gestützt auf die polnische Patriotenpartei, gegen den russischen Umsturz in Polen einschritt, wozu es nicht nur berechtigt, sondern nach seinem noch immer fortdauernden Vertrage mit Polen sogar verpflichtet war. Deshalb erklärte die Zarin am 16. Dezember 1792 dem preußischen Gesandten in Petersburg, nach langem Hinhalten, sie genehmige die von Preußen begehrte Erwerbung und die Besetzung dieser Landstriche durch preußische Truppen. Am 6. Januar 1793 verkündete ein preußisches Manifest, daß Preußen durch die jakobinischen Umtriebe in Polen im Interesse seiner eigenen Sicherheit genötigt sei, die Grenzlande zu besetzen, und am 14. Januar überschritt der General Möllendorff mit fünf Heersäulen, die gleichzeitig von Ostpreußen, der Mark und Schlesien hereinbrachen, die polnische Grenze, um die begehrten Landesteile gegen Polen abzusperren.

So reich die Geschichte des modernen Absolutismus an ähnlichen Gewaltstreichen ist, so mag darunter doch kaum einer sein, der sich an schmählicher Perfidie mit diesem preußischen Streiche messen konnte. Selbst in jener skrupellosen Zeit machte der Raubanfall auf ein verbündetes Land, das dem Räuber nicht den geringsten Grund zur Beschwerde gegeben hatte, ein ungeheures Aufsehen, und Katharina hatte es abermals erreicht, neben diesem tückischen Schakal eine Art Löwin zu spielen. Zudem hieb sie den Helfershelfer bei der Teilung der Beute wieder übers Ohr. Sie nahm 4500 Geviertmeilen mit mehr als drei Millionen Einwohnern, während sich Preußen mit 1065 Geviertmeilen und noch nicht anderthalb Millionen Einwohnern begnügen mußte, darunter den Städten Danzig und Thorn.

Der Rest von Polen blieb bestehen, unter russischer Botmäßigkeit, aber doch als ein angeblich selbständiges Land, so daß seine Zustimmung zu den Abtretungen an Preußen und Rußland notwendig war. Den russischen Gaunern und ihren preußischen Spießgesellen war es natürlich ein Kinderspiel, mit Lug und Trug eine angebliche Zustimmung zu inszenieren. Die Konföderation von Tarnowice mußte einen Reichstag nach Grodno einberufen, doch wurden die Wahlausschreiben an den Grenzen der Provinzen, die von Preußen und Russen besetzt waren, von den Postbehörden angehalten und vernichtet. Was dann die Wahlen in dem noch unabhängig gebliebenen Polen anbetraf, so schrieb der preußische Gesandte in Warschau an den General Möllendorff: „Die Wahlen der Landboten zum Reichstag bewirkt der (russische) General Igelström durch russische Stabsoffiziere und Detachements von Truppen, die diejenigen, welche der vorliegenden Sache nicht günstig sind, fortjagen und fazile Leute nehmen." Der so gewählte Reichstag genehmigte am 22. Juli die russischen Forderungen ohne Zögern, aber selbst die „fazilen Leute" waren nicht zu bewegen, den preußischen Verrat gutzuheißen.

Digitized by Google

Erst am 22. September verstanden sie sich dazu, nachdem die russischen Truppen einige von ihnen verhaftet hatten. Allein auch jetzt machten sie noch die unerläßliche Bedingung, daß der Palast, worin sie tagten, militärisch besetzt und sie unter scheinbarem Zwange in tiefem Schweigen verharren dürften. Dies war die „stumme Sitzung", die von den preußischen Historikern als ein freches Gaukelspiel verspottet zu werden pflegt.

Sicherlich mit Recht, aber wie erhebend mußte die Sache sein, der selbst bestochene Halunken öffentlich nicht anders zuzustimmen wagten, als gedeckt durch ein freches Gaukelspiel!

Der rote Schrecken.

Der neue Raub an Polen wirkte zersetzend auf das innerlich schon zerrüttete Bündnis zwischen Oesterreich und Preußen.

Der neue Herrscher in Wien, der inzwischen auch wie seine Vorgänger zum deutschen Kaiser gewählt worden war, ein junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, besaß nichts von dem aufgeklärten Despotismus seines Oheims Joseph, und auch nichts von der geduldig abwägenden Nüchternheit seines Vaters. Kaiser Franz war ein bornierter Despot, „menschenfeindlich, egoistisch, gottlos, bigott, zäh und schwach," wie ihn ein guter Menschenkenner genannt hat: er antwortete auf den polnischen Raub dadurch, daß er Thugut, den preußenfeindlichsten seiner Diplomaten, zum leitenden Minister ernannte, und Thugut nahm zwar nicht entfernt die innere Reformtätigkeit Kaiser Josephs, aber doch dessen ausgreifende Eroberungspolitik wieder auf. Er begann damit, den preußischen Einfluß in Polen niederzuhalten und sich der Zarin zu nähern, der nichts willkommener war, nachdem sie mit größtem Widerstreben einen Teil des polnischen Raubes an Preußen abgetreten hatte.

Dafür rächte sich Preußen, indem es dem bayrisch-belgischen Tauschplane möglichst viele Hindernisse in den Weg wälzte, ihn von der freien Zustimmung des Hauses Wittelsbach abhängig machte, auf die nicht zu rechnen war, und übrigens erklärte, die Rückerwerbung Belgiens sei in erster Reihe nicht seine, sondern Oesterreichs Sache. Ueberhaupt hatte Preußen, nach Einheimsung der polnischen Beute, alle Neigung zum Kriege gegen Frankreich verloren, obgleich die revolutionäre Propaganda nunmehr, nachdem sie durch den täppischen Einfall in Frankreich herausgefordert worden war, viel gefährlichere Seiten für das feudale Europa entwickelte, das denn auch im Jahre 1793, mit Ausnahme Dänemarks, der Schweiz, der Türkei und sonst einiger kleinen Staaten, gegen sie in den Waffen stand.

Am Tage nach der Kanonade von Valmy war der nationale Konvent in Paris zusammengetreten, der nach dem Sturze des Königtums als nunmehriger Souverän Frankreichs gewählt worden war. Er tagte unter dem Vorsitze desselben Pethion, der ehedem die preußische Hilfe genossen hatte, um der französischen Monarchie ihr wichtigstes Recht zu entreißen, und der für seine demokratischen Reden von Friedrich Wilhelm II. beglückwünscht worden war. Der Konvent handelte nach den Worten Dantons vom 2. September 1792: „Die dröhnende Sturmglocke gibt nicht das Lärmzeichen, sie ist der Stoß auf die Feinde des Vaterlandes. Um sie niederzuschmettern

Digitized by Google

bedarf es der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit, abermals der Kühnheit, und gerettet ist Frankreich!" Und mit dieser Kühnheit wurde Frankreich gerettet.

Der Konvent machte dem schuldigen Könige den Prozeß und ließ ihn am 23. Januar 1793 hinrichten; als darauf England den französischen Gesandten auswies — nicht aus sentimentalem Mitleid mit Ludwig XVI., sondern weil es das Anwachsen der französischen Macht durch das eroberte Belgien fürchtete und nicht minder das Hinübergreifen des revolutionären Feuers nach Irland und England, wo es keineswegs an Zündstoff fehlte —, erklärte der Konvent am 1. Februar an England und seinen Verbündeten Holland den Krieg. Einen Monat später folgte die Kriegserklärung an Spanien, zu gleicher Zeit auch an den Papst, nachdem in Rom der Gesandte der Republik durch eine fanatisierte Pöbelrotte ermordet worden war. Dann schlossen sich Portugal, Sardinien und Neapel dem Kriege gegen die französische Revolution an, gegen die sich nun auch im Innern des Landes eine Reihe von Landschaften und Städte erhob. Sie schien nahezu wehrlos zu sein, da das alte Herwesen sich aufgelöst und ein neues sich noch nicht gebildet hatte.

Aus dieser Ueberfülle der Gefahren rettete sich die Revolution durch den roten Schrecken. Seine Kerntruppen waren die Pariser Proletarier, die dadurch eine große historische Mission erfüllten, auch wenn sie nicht dauernd eine Herrschaft behaupten konnten, deren reale Vorbedingungen noch nicht existierten. Die Pariser Arbeiter standen erst an der Schwelle des modernen Proletariats, wie die ökonomische Entwickelung Frankreichs erst an der Schwelle der großen Industrie stand; die sozialistische Weltanschauung lebte noch im Reiche der Träume, und selbst die hitzigsten Jakobiner, die konsequentesten Männer des roten Schreckens, sahen in ihr nur „ein Schreckgespenst, von Spitzbuben ersonnen, um Schwachköpfe zu betören". Das Jakobinertum war in seinem historischen Wesen durchaus ein kleinbürgerliches Produkt, und das Kleinbürgertum konnte selbst in der großartigsten Erscheinung, die es je gezeugt hat, nicht die Herrschaft an sich reißen, die der Bourgeoisie nach dem Rechte der Geschichte gebührte.

Wie es die Art des Kleinbürgertums ist, so stellte es auch in den Tagen des roten Schreckens seine Helden und Wortführer nicht aus den eigenen Reihen, sondern nahm sie aus der bürgerlichen Intelligenz: es waren Aerzte, Advokaten, Schriftsteller, manche anrüchige und faule Gesellen darunter, doch auch unsterbliche Revolutionäre, Männer, denen die Bewunderung und die Dankbarkeit der Nachwelt gebührt, mag auch die Reaktion, und nicht zuletzt die bürgerliche, ihr Andenken unter einem Berge von Verleumdungen zu begraben versucht haben. Fast alle haben mit ihrem Leben ihr Verdienst besiegelt und ihre Schuld bezahlt, vor allem die drei, deren Namen sprüchwörtlich geworden sind für die Tage des roten Schreckens: Marat, Danton und Robespierre. Marat, der am ehesten schon die proletarische Ader in den Pariser Arbeitern zu wecken verstand, fiel unter dem meuchlerischen Messer einer betörten Schwärmerin für die blaue Republik. Danton, der genialste von allen, ein Mann nicht ohne Schlacken, aber „eine feurige Wirk-

Digitized by Google

lichkeit, aus dem großen Feuerschoße der Natur selbst," erkannte bald, wie hoffnungslos die Blutarbeit für die Herstellung dauernder Zustände sei, ohne das ungeheure Schicksal bannen zu können, das er beschworen hatte und nun selbst erduldete. Robespierre, die fleischgewordene Formel, ein Mann, der mit seinem unerschütterlichen Glauben an Rechtschaffenheit, Tugend und Wohlwollen in ruhigen Zeiten eine trockene Musterfigur für jeden Philister geworden wäre, säuberte mit der Guillotine hinweg, was der Herrschaft der Rechtschaffenheit, der Tugend, des Wohlwollens im Wege stand, bis ihn selbst das Gegenteil von Rechtschaffenheit und Tugend mit der Guillotine wegsäuberte.

Man hat die Opfer des roten Schreckens auf viertausend Köpfe berechnet, wozu Thomas Carlyle, ein genialer, obgleich nichts weniger als umstürzlerischer Historiker der französischen Revolution, an seinem Teile bemerkt: „Es ist eine schreckliche Summe menschlichen Lebens; zehnmal soviel gehörig auf einem Schlachtfelde erschossen, und man hätte seinen glorreichen Tag mit Tedeum haben können. Es ist ungefähr der zweihundertste Teil von dem, was im ganzen siebenjährigen Kriege umkam. Und welchen Zweck hatte der siebenjährige Krieg? Ein Stückchen Land an sich zu reißen und sich für ein Epigramm zu rächen! Die Geschichte, blickt sie auf dies Frankreich zurück vor langen Zeiten, zurück auf Turgots Zeiten z. B., als die stumme Plage hinwankte zum Palast ihres Königs und in weitverbreitetem Elend, mit bleichen Gesichtern, in Schmutz und Lumpen hieroglyphisch ihre Beschwerdeschrift überreichte und zur Antwort an einen neuen, vierzig Fuß hohen Galgen gehängt wurde, muß traurig bekennen, daß es keine Periode gibt, worin die fünfundzwanzig Millionen im allgemeinen weniger litten, als in der Periode, die man die Schreckensregierung nennt. Aber es waren nicht die stummen Millionen, die hier litten, es waren die sprechenden Tausende und Hunderte und einzelne, die schrieen und schrieben und die Welt mit ihrem Jammer erfüllten, wie sie konnten und sollten. Das ist die Eigentümlichkeit." In der Tat, das ist die Eigentümlichkeit, die sich gleich nach der umgekehrten Richtung bewähren sollte, als der weiße Schrecken nach dem Sturze Robespierres, der ihn sterbend mit den Worten gebrandmarkt hatte: „Die Räuber triumphieren," unter den „stummen Millionen" viel schauerlicher wütete, als ehedem der rote Schrecken unter der schreibenden und sprechenden Minderheit.

Aber so sicher der rote Schrecken notwendig war, um Frankreich zu retten, so unmöglich wäre es ihm doch gewesen, dies Ziel zu erreichen, wenn ihm die innere Zwietracht im gegnerischen Lager nicht die nötige Zeit gelassen hätte, alle Hilfsquellen zu eröffnen, die nur nach und nach wirksam werden konnten: das Aufgebot in Masse, die unbeschränkte Requisition aller Hilfsmittel für den Krieg, die kolossalen Rüstungen an Waffen und Munition. Die wohlgedrillten Heere der feindlichen Koalition waren militärisch noch immer den französischen Freiwilligen überlegen, die keineswegs von Anfang an die Helden waren, die später die revolutionäre Legende aus ihnen gemacht hat. Bei aller Lässigkeit, womit die Preußen den Krieg führten, gelang es ihnen doch, Mainz wiederzuerobern, und auch Belgien fiel schnell an die Oesterreicher zurück. Es waren schließlich Heeresmassen von mehr als 250000

Digitized by Google

Mann, denen der Einmarsch in Frankreich offenstand und denen die französische Kriegsmacht noch nicht entfernt gewachsen war.

Allein in Belgien zankten sich Engländer und Oesterreicher so lange, bis die günstige Gelegenheit vorüber war; die Engländer verlangten nach dem Besitze von Dünkirchen, die Oesterreicher wollten die Picardie erobern. Darüber gewannen die Franzosen neue Erfolge, die ihnen zwar noch nicht wieder Belgien einbrachten, aber die moralische Kraft ihrer jungen Truppen wesentlich stärkten. Ganz ähnlich ging es auf dem rheinischen Kriegsschauplatze, wo der Herzog von Braunschweig, der wieder die preußischen Truppen befehligte, gemeinsam mit dem österreichischen General Wurmser agieren sollte, tatsächlich aber in unaufhörlichem Hader mit ihm lag. Wurmser wollte das Elsaß erobern als Entschädigung für Oesterreich, und sich dafür ins Zeug zu legen, hatte der Braunschweiger keine Neigung. Er blieb tatlos im pfälzischen Gebirge stehen, und es gelang ihm, bei Pirmasens und Kaiserslautern die Angriffe des jungen Generals Hoche zurückzuschlagen, der, ein ehemaliger Stalljunge, zu den ersten der glänzenden militärischen Talente gehörte, die nunmehr die französische Revolution zu erwecken begann. Aber dann warf sich Hoche auf Wurmser, schlug ihn in einer Reihe von Gefechten, entsetzte das von den Verbündeten belagerte Landau und trieb die Oesterreicher über den Rhein zurück, worauf auch die Preußen die Pfalz räumen mußten. Die einzige Frucht ihres Feldzuges blieb das wiedereroberte Mainz.

Es war abermals ein kläglicher Ausgang; das preußische Heer hatte über zehntausend Mann verloren, und der preußische Kriegsschatz, den der König Friedrich im Betrage von mehr als 50 Millionen Talern hinterlassen hatte, war nunmehr völlig erschöpft. Umgekehrt entwickelte sich reißend die kriegerische Kraft der Franzosen; Carnot, der „Organisator des Sieges", wußte die alten Linientruppen und die neue Bürgergarde in glücklichster Weise zu verschmelzen und ein fähiges Offizierkorps zu schaffen, dem die Guillotine alle verräterischen Neigungen austrieb; aus dem Aufgebot der Massen, die für ihre Lebensinteressen fochten, entstand eine neue Kriegsweise, die mit ihren Volksheeren, ihrer ungestümen Tirailleurtaktik, ihrem schnell durchgreifenden Requisitionssystem durch die Länder fegte und gewaltig emporwuchs über die alten Söldnerheere mit ihrer steifen Lineartaktik und ihrer weitläufig schleppenden Magazinverpflegung.

Finis Poloniae.

Ehe nun aber das preußische Heer zu einem dritten Waffengange mit der französischen Revolution antreten konnte, hatte es den polnischen Aufstand zu bestehen, der im Frühjahr 1794 gegen die russische Oberherrschaft ausbrach. Es war ein letztes Aufflackern der nationalen Kraft, nicht ohne erhebende und großartige Züge; unter 700 Vereinen mit mehr als 20000 Mitgliedern, die sich zu blindem Gehorsam auf Tod und Leben gegen alle Befehle des nationalen Feldherrn Kosciusko verpflichtet hatten, fand sich auch nicht ein Verräter; der Boden des ganzen Landes dröhnte unheimlich unter den Füßen der Russen, ehe sie auch nur einen Feind sahen, den sie packen konnten.

Digitized by Google

Es war die Absicht, den Ausbruch des Aufstandes noch ein Weile hinzuziehen, bis die russischen Heere in einen neuen Krieg mit der Türkei verwickelt wären, den die Zarin sofort wieder angezettelt hatte, als sie Polens sicher zu sein glaubte. Ihre Truppen befanden sich schon auf dem Marsche gegen die Türken; in Polen waren nicht viel über zehntausend Mann zurückgeblieben, und um sich hier zu sichern, hatte die Zarin von der polnischen Regierung die Entwaffnung einer Anzahl von polnischen Regimentern verlangt und auch zugebilligt erhalten. Das hieß eine große Zahl von Offizieren und Soldaten ins nackte Elend stoßen, und der Widerstand, den sie ihrer Auflösung entgegensetzten, machte jede weitere Zögerung unmöglich. Am 6. März sandte Kosciusko nach Paris, bat um Geld und Offiziere, kündigte an, daß der Tag des Losschlagens bevorstehe. Zugleich entschuldigte er sich, daß er nicht mit der reinen Demokratie hervortreten könne, er sei zu sehr an die Hilfe des Adels und der Geistlichkeit gebunden und müsse in erster Reihe auf die Erhaltung der inneren Eintracht sehen. Man gewährte ihm in Paris, was er verlangte, um durch eine bewaffnete Erhebung in Polen die Ostmächte lahm zu legen; unter dem entscheidenden Gesichtspunkte der bürgerlichen Emanzipation bestand keine Gemeinsamkeit zwischen der französischen und der polnischen Revolution.

So war sie von vornherein zum Untergange verurteilt, obgleich sie am 17. April Warschau in zweitägigem Straßenkampfe eroberte, den russischen General Igelström unter schweren Verlusten in die Flucht jagte und auch mit den preußischen Truppen leichtes Spiel hatte. Kosciusko ließ dem preußischen Gesandten in Warschau erklären, er sei zum Frieden mit Preußen und selbst zur Garantie der gegenwärtigen preußischen Grenzen bereit, wenn Preußen russischen Truppen keine Aufnahme gewähre, und auf den König blieb dies Anerbieten nicht ganz ohne Eindruck. Allein die Junker seiner Umgebung trieben ihn, lüstern nach neuem Raube, in den Krieg mit Polen; er ging am 12. Mai selbst über die Grenze, jedoch nur mit dem Erfolge, daß nunmehr im Osten ein womöglich noch kläglicherer Krieg geführt wurde als im Westen.

Bereits zwei Tage früher war der General Favrat mit 11000 Mann in Polen eingebrochen; ein resoluter Marsch von ein paar Tagen hätte genügt, das so gut wie wehrlose Krakau zu erreichen und dort alle Kassen und Vorräte Kosciuskos wegzunehmen. Aber Favrat gehörte zu jener Sorte preußischer, nun schon das ganze Heer überwuchernder Gamaschenknöpfe, von denen ein preußischer Historiker schreibt: „Im Quartier entwarfen sie mit aller Anstrengung ihres Geistes künstliche Marsch- und Schlachtordnungen, mit denen sie jeden darauf eingehenden Feind zu zermalmen hofften, fanden aber draußen im Felde, daß sie sich nicht rühren, geschweige denn fechten könnten, weil ihre Truppen noch keine regelrechte Bäckerei, ja nicht einmal die etatsmäßigen Kochtöpfe hätten." Favrat brauchte acht Tage, ehe er sich zu einem Angriff auf einige Krakusen entschloß, die Kosciusko zwei Meilen vor Krakau aufgestellt hatte, und als sie bei seiner Annäherung auseinanderstoben, so daß er nur einen einzigen Gefangenen machte, war er über diese Vereitelung seines am grünen Tische ersonnenen Schlachtplans so empört, daß er aber-

Digitized by Google

mals ruhig stehen blieb und dann sogar auf einen bloßen Alarmschuß hin wieder umkehrte. Es käme ihm nicht zu, den Krieg zu beendigen, erklärte er einem russischen General, der ihn zu schnellerem Handeln bewegen wollte; er müsse die Ankunft des Königs abwarten. So gewann Kosciusko eine mehrwöchige Waffenruhe, die er aufs dringendste brauchte, um zu einem erfolgreichen Widerstande zu rüsten.

Er hatte immerhin erst 17000 Mann zusammen, darunter etwa zur Hälfte frisch ausgehobene, nur mit Sensen bewaffnete Bauernhaufen, als er am 6. Juni einer preußisch-russischen Uebermacht von 25000 wohlgedrillten Truppen bei Rawka erlag. Der König von Preußen, der mit ansehnlichen Verstärkungen in Favrats Lager erschienen war, hatte jedoch nur für einen Augenblick etwas lebhaftere Bewegung in die Heeresoperationen gebracht; sobald Kosciusko nach seiner Niederlage Krakau preisgab und auf Warschau zurückwich, folgten ihm die Preußen so langsam, daß sie erst am 13. Juli vor der schwach befestigten Hauptstadt anlangten. Im ganzen waren jetzt 50000 Mann preußischer Truppen gegen die polnische Insurrektion aufgeboten; davon lagen 25000 vor Warschau, im Bunde mit 13000 Russen, so daß ein Sturmangriff einen so gut wie sicheren Erfolg verhieß. Er war aber auch vom politischen Standpunkt aus geboten — wenn man anders die preußische Raubpolitik als gegeben voraussetzt —, denn mit der Eroberung Warschaus hätte der König die erste Hand im polnischen Spiele gehabt, bei dem ihm dieses Mal Rußland so wenig wie Oesterreich etwas gönnte.

Indessen gerade weil er dies wußte, wurde der König von einem Geheimagenten der Zarin unter der treuherzigen Miene warnender Freundschaft beschwatzt, seine militärischen Kräfte für eine etwaige Auseinandersetzung mit Oesterreich und Rußland zu schonen. Die Zarin ließ ihre Heersäulen vom Marsche gegen die Türkei schleunigst umkehren, um nun erst Polen niederzuwerfen; bis ihre Truppen vor Warschau eintrafen, kam es ihr darauf an, den preußischen König an jeder ernsthaften Festsetzung in Polen zu hindern, und so durchsichtig ihr Spiel war, so glückte es vollkommen bei dem königlichen Tölpel. Friedrich Wilhelm gab den Sturmangriff auf Warschau preis, den selbst Held Favrat für vollkommen ausführbar hielt, und entschloß sich zu einer regelrechten Belagerung, die, mit dem nötigen technischen Ungeschick unternommen, nicht von der Stelle rückte und von Kosciusko durch unaufhörliche Ausfälle beunruhigt wurde, bis sie damit endete, daß am 6. September das Heldenheer mitsamt dem Heldenkönige einen lächerlichen Rückzug in die heimischen Gefilde antrat. Dort erwartete sie in den polnischen Landesteilen aber auch der Aufruhr, den kecke Streifzüge der polnischen Insurgentenführer unausgesetzt schürten; sie holten sich Tausende von Rekruten aus Südpreußen, wie der preußische Anteil an dem zweiten Raubanfall auf Polen getauft worden war, und eroberten am 2. Oktober sogar die Stadt Bromberg, was in Potsdam einen ohnmächtigen Wutanfall des Königs hervorrief.

Das Schicksal Polens aber erfüllte sich, als die Zarin genügende Kräfte gesammelt hatte, um sie unter ihrem bewährtesten Feldherrn, dem General Suworow, gegen den Aufstand zu senden. In einer Reihe von

Digitized by Google

Treffen schlug Suworow die Polen; bei Maciejowice fiel Kosciusko am 10. Oktober schwer verwundet in russische Gefangenschaft; am 4. November erstürmte Suworow unter blutigen Greueln Praga, eine Vorstadt von Warschau, worauf die polnische Hauptstadt kapitulierte. An den preußischen General Schwerin meldete Suworow mit höhnendem Lakonismus: „Hier bin ich, mit meinen, mit Siegeskränzen geschmückten Truppen", und an den König von Preußen: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suworow".

Häßlicher, als dieser Jubelschrei einer naturwüchsigen Barbarei, war das geflügelte Wort, womit sich die borussische Zivilisation an dem Untergange Polens beteiligte, die „schmachvolle Lästerrede", wie Kosciusko sie nannte, den sie betraf. Die amtliche Südpreußische Zeitung wußte am 25. Oktober zu melden, Kosciusko habe den Russen seinen Säbel ausgeliefert mit dem Rufe: Finis Poloniae! das Ende Polens! Es war eine so boshafte wie feige Lüge, doppelt boshaft und feige gegenüber der heldenmütigen Aufopferung, mit der Kosciusko und seine Waffengefährten das Schicksal ihres Vaterlandes noch in zwölfter Stunde zu wenden gesucht hatten. Aber es war auch das Grinsen des Thersites am eigenen, schon offenen Grabe, in das ihn der Verrat an Polen mit einem letzten Stoße schleuderte.

Nach nunmehr schon hergebrachter Praxis mußte der altpreußische Staat nach der Unterwerfung des polnischen Aufstandes den russischen Hetzhund spielen und sich danach mit der Beute des Schakals begnügen. Im August 1794 beantragte die Zarin in Berlin eine abschließende Verhandlung über das Schicksal Polens, worauf die prompte Antwort einlief: Gänzliche Aufteilung und für Preußen alles Land zwischen Schlesien, Südpreußen und der Weichsel. Zum ersten Punkte sagte Katharina mit der Miene einer tragisch bewegten Komödiantin Ja und Amen, zum zweiten aber: Ihr seid wohl nicht recht bei Troste! Von den etwa 1300 Geviertmeilen polnischen Landes, die Preußen begehrte, wollte sie ihm ungefähr die Hälfte zugestehen, die andere aber zum kleineren Teile für sich behalten, zum größeren Teile an Oesterreich geben, angeblich, um es für seine Anstrengungen gegen die französische Revolution reichlich zu entschädigen, tatsächlich, weil sie mit dem bereitwilligen Thugut wieder die alten josephinischen Eroberungspläne erneuern wollte. Dagegen spielte die Berliner Diplomatie „die reellen Ansprüche Preußens als einer in erster Reihe gegen Polen kampfführenden Macht" aus, eine so komische wie unverschämte Tirade, die auf das hartgesottene Gemüt der Zarin natürlich nicht den mindesten Eindruck machte.

Sie verbündete sich vielmehr am 3. Januar 1795 mit Oesterreich, dem sie gegen freie Hand in der Türkei freie Hand zur Erwerbung Bayerns, Bosniens und Serbiens, sowie der venetianischen Republik zugestand, die Aufteilung Polens aber so abschloß, daß die Hauptanteile an Oesterreich und Rußland fielen und Preußen mit Warschau und einem schmalen Strich an der ostpreußischen Grenze abgefunden wurde. Die beiden Kaiserhöfe verpflichteten sich zum Kriege gegen Preußen, wenn es sich diesen Bedingungen nicht füge. Obgleich dieser Vertrag noch mehrere Monate geheim blieb, wußte man in Berlin doch, woran man war, und begnügte sich mit den Lappen.

Digitized by Google

womit die Kaiserhöfe allein die Berliner Habgier sättigen wollten. Am 19. Oktober 1795 wurde der Teilungsantrag so angenommen, wie ihn Katharina und Thugut vorgeschrieben hatten: Rußland erhielt ein Gebiet von 2030, Oesterreich von mehr als 1000, Preußen von kaum 700 Geviertmeilen mit etwa einer Million Einwohner. Das neue Gebiet wurde, möglichst sinnlos, Neuostpreußen getauft.

Die neuen Landesteile hatten nicht einmal den mäßigen Genuß, von der Traufe unter den Regen zu kommen. Was die französische Revolution vermocht hatte: das Elsaß zur treuesten Provinz Frankreichs zu machen, indem sie seinen Boden vom feudalen Schmutze säuberte, das vermochte der altpreußische Staat natürlich nicht. Es blieb bei der alten Junkertraufe, nur daß die preußischen Junker sich beeilten, ihre polnischen Klassengenossen zu plündern, was den polnischen Bauern, die von den einen wie von den anderen geschunden wurden, sehr gleichgültig sein konnte. Die dritte Teilung Polens war ein Raub nicht nur im staats-, sondern auch im privatrechtlichen Sinne. Im Jahre 1796 zog der preußische König die starosteilichen und geistlichen Güter ein, natürlich im Interesse der Kultur, der leibeigenen Bauern, der Germanisierung usw.; wenn der preußische Aar seine Flügel regt, macht er allemal echt preußischen Wind. Aber wie immer, rafften auch diesmal die Junker die Beute.

Der Minister Hoym, der die neuen polnischen Landesteile verwalten sollte, der General Bischoffwerder, der geisterseherische Günstling des Königs, ein gewisser Triebenfeld, der als Lakai im Dienste mehrerer polnischer Großen gestanden hatte, endlich Rietz, der Kammerdiener des Königs und ehelicher Schanddeckel seiner Hauptmätresse, taten sich zu einem Konsortium zusammen, um durch die eingezogenen Güter Polen zu „germanisieren" oder, wie es in einer königlichen, an Hoym gerichteten Kabinettsorder vom 18. September 1796 heißt, „Euer Augenmerk darauf zu richten, daß in den neuen Acquisitions und in Südpreußen auf gute deutsche Landwirte gehalten werde und daß erbliche und auf adeliche Rechte konferierte Güter nicht wieder in die Hände der vormahligen Pohlen kommen." Dieser famose Germanisierungsgedanke, den neunzig Jahre später das patriotische Deutschland als einen funkelnagelneuen Geniebliek Bismarcks bewunderte, ist ihm urkundlich von dem Konsortium Hoym-Bischoffwerder-Triebenfeld-Rietz vorgedacht worden.

Dieses Konsortium schätzte die eingezogenen polnischen Güter zu einem mehr oder minder geringen Bruchteile ihres Wertes ein und überließ sie entweder umsonst als sogenannte „Gratialgüter", oder aber um den Betrag des fiktiven Preises an „gute deutsche Landwirte", die ihm, dem Konsortium, ansehnliche Trinkgelder zu zahlen bereit waren. Die Erwerber beeilten sich dann, die Güter weiter zu verkaufen, gleichviel an wen, Polen, Juden, Russen, Türken, vorausgesetzt, daß sie den wirklichen Kaufwert ganz oder annähernd erhielten. Um das famose Geschäft an einigen Beispielen klar zu stellen, so ließ sich Bischoffwerder ein Gut schenken, das angeblich 18000, tatsächlich 190000 Taler wert war und von ihm für 115000 Taler verkauft wurde. Geheimrat v. Goldbeck erhielt für ein ihm geschenktes Gut, das angeblich 28600 Taler wert war, sofort 80000 Taler. Graf Lüttichau bekam Güter,

Digitized by Google

die auf 84000 Taler geschätzt waren, er verkaufte sie für 800000 Taler. Dazu kaufte er für 26000 Taler acht Domänen, von denen eine einzige bald darauf gerichtlich auf 90000 Taler taxiert wurde. Generalmajor v. Rüchel, nicht zufrieden mit einem ihm geschenkten „Gratialgute", „kaufte" noch eine Domäne, die er sofort für 130000 Taler weiter verkaufte. Auch Blücher erhielt Güter in beträchtlichem Umfange, die er, ohne sie je gesehen oder auch nur einen Pfennig hineingesteckt zu haben, für 140000 Taler an einen Kaufmann in Elbing verschacherte. Selbst die heilige preußische Tradition, wonach nur Adelige in den Besitz von Rittergütern gelangen durften, war vor diesem Gaunerkonsortium nicht sicher. Es ließ sich nicht bloß mit Junkern, sondern auch mit der bürgerlichen Kanaille ein, wenn sie tüchtige Trinkgelder zahlte: mit Advokaten, Gastwirten, Kaufleuten, Gewürzkrämern. Ein untergeordnetes Werkzeug der Triebenfeld und Rietz, der Galanteriewarenhändler Treskow, durfte für 86000 Taler Güter „kaufen", die unter Brüdern 350000 Taler wert waren, und für diese Tat patriotischer Aufopferung erhielt er noch obendrein den erblichen Adel.

Wie hoch in die Millionen sich der kolossale Diebstahl belaufen hat, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Die ehrlicheren preußischen Geschichtsbücher, die davon überhaupt zu erzählen wissen, schwanken in ihren Angaben allzu sehr und sind nur einig in den Angaben, daß dieser an der Staatskasse verübte Betrug einen ungeheuren Umfang angenommen habe. Wozu vielleicht die schüchterne und in unseren aufgeklärten Tagen gewiß recht rückständige Bemerkung zu machen wäre, daß eigentlich doch nicht der preußische Adler, sondern der polnische Adel und Klerus die Leidtragenden waren. Anzuerkennen ist jedoch, daß einzelne preußische Beamte sich dem Schwindel zu widersetzen wagten. Nur bekam es ihnen sehr übel. Der Kriegsrat v. Coelln, der gegen ein betrügerisches Geschäft des Triebenfeld zu protestieren wagte, wurde auf Anordnung Hoyms sofort zum Steuerrate degradiert und zur Strafe versetzt. Noch ärger erging es dem Kriegsrate Zerboni, der freilich das Konsortium gestört hatte, als es gerade eine Million stibitzen wollte. Er wurde in den Kasematten der Festung Glatz untergebracht, „weil seine Denkungsart und sein Benehmen solches nötig" machten und dann durch Kabinettsjustiz wegen seiner „auf Zerrüttung der Ordnung und Ruhe abzielenden unerlaubten und gefährlichen Verbindungen" in einen feuchten Keller der Zitadelle Magdeburg geworfen, wo er härter als überführte Diebe und Mörder gehalten wurde.

So sah der historische Rechtstitel der höheren Kultur aus, durch den die preußischen Raubanfälle auf Polen angeblich entsühnt sein sollen.

Der Baseler Friede.

Als am 19. Oktober 1795 die endgültige Entscheidung über das Schicksal Polens zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen getroffen wurde, hatte der Krieg zwischen Frankreich und Preußen schon seit einem halben Jahre sein Ende gefunden.

Der dritte Feldzug, im Jahre 1794, brachte den preußischen Waffen so geringe Lorbeeren, wie die beiden ersten. Am Schlusse des zweiten hatte

Digitized by Google

bereits der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl niedergelegt, „moralisch krank," wie er selbst sagte; jene Angst vor den dämonischen Mächten der Revolution, die in seinem engen und langsamen Geist jeweilig einen Lichtschimmer erweckte, ließ ihn den Finger auf die wunde Stelle der feudalen Koalition legen: er meinte, wenn eine große Nation, wie die französische, durch Begeisterung und Schrecken zu großen Taten geführt werde, so sollte auch ein einziger Grundsatz und ein einziger Wille alle Schritte der verbündeten Gegner leiten; wenn dagegen jedes Heer für sich ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Grundsatz, ohne Methode handle, so käme dabei nichts heraus, als ein allgemeiner Wirrwarr.

Es war eine richtige, aber bei dem historischen Wesen aller „reaktionären Massen" ganz unfruchtbare Erkenntnis. Solche Massen zerreißen immer in sich, aber unter dem Druck der siegreich fortschreitenden Revolution ballen sie sich immer wieder zusammen. Auch der preußische König wollte noch nicht von dem Kampfe gegen die Jakobiner lassen; es kostete seiner junkerlichen Umgebung viel Mühe, ihn in den polnischen Feldzug zu drängen, während er nach konterrevolutionären Lorbeeren am Rhein lechzte, so kostspielig sie zu werden begannen. Denn wenn es auch leicht war, Braunschweig durch Möllendorff, einen Gamaschenknopf durch den anderen, zu ersetzen, so fehlte es doch gänzlich an der ersten Voraussetzung aller Kriegführung, am Gelde. Es blieb nichts übrig, als das preußische Heer, in der Stärke von 62400 Mann, in den Sold der Seemächte zu geben. Dadurch setzte sich Preußen auf die Stufe der deutschen Kleinstaaten herab, die wenige Jahre früher ihre Truppen an England, für den Krieg in Amerika, verkauft hatten; durch den Haager Vertrag vom 17. April 1794 wurde bestimmt, daß alle Eroberungen der preußischen Truppen den Seemächten gehören und daß die Truppen da verwandt werden sollten, wo es den Interessen der Seemächte am zuträglichsten erscheine, jedoch, wie die preußischen Unterhändler mit einer letzten Regung von Scham in den Vertrag setzen ließen, nach einer militärischen Uebereinkunft zwischen England, Holland und Preußen.

Während dieser mühseligen Versuche, die wankende Koalition zusammenzuhalten, rüsteten die Franzosen, die nun aus dem vollen zu schöpfen begannen, den Krieg auf großem Fuße. Sie gedachten, den Hauptangriff gegen die Niederlande zu richten, die Engländer und Oesterreicher aus Belgien zu vertreiben, Holland zu erobern. Von den Ardennen an bis nach Dünkirchen sammelten sie gegen 300000 Mann; Carnot war bei der Leitung der Operationen tätig; das Kommando der Nordarmee führte Pichegru, ein rasch entschlossener Feldherr revolutionären Ursprungs, unter ihm dienten Moreau, Macdonald, Vandamme, Bernadotte und andere kühn aufstrebende Talente. Immer noch mochten die Gegner die taktische Ueberlegenheit in dieser oder jener Waffengattung besitzen, aber weder an energischer Führung, noch an todverachtenden Massen konnten sie sich mit den Franzosen messen, die denn auch unaufhaltsam vorwärts stürmten. Nun riefen die Seemächte nach ihren preußischen Soldtruppen, aber Möllendorff stützte sich auf jene zweideutige Klausel des Haager Vertrages und erklärte aufs bestimmteste, ohne seine Zustimmung dürfe über seine Truppen nicht verfügt werden; er gehe schlechter-

Digitized by Google

dings nicht nach Belgien; die militärischen Operationen in den Niederlanden unterstütze er am wirksamsten durch eine glückliche Bewegung gegen Elsaß und Lothringen. So klaffte die kaum gekittete Koalition wieder auseinander; es kam zu den heftigsten und widerwärtigsten Auseinandersetzungen, die endlich zum völligen Bruche zwischen England und Preußen führten.

Dem Sinne des Vertrages nach waren die Seemächte in ihrem Rechte, und auch der preußische Minister Hardenberg meinte: „Darin werden wir doch alle einig sein, daß die Rettung Hollands äußerst wichtig ist und daß wir dem einmal mit den Seemächten geschlossenen Traktat mit Treu und Glauben nach aller Möglichkeit nachkommen müssen, wenn wir nicht dem Vorwurf einer insidieusen Politik uns noch mehr aussetzen und uns allgemein gehaßt und verlassen sehen wollen." Aber er drang nicht durch gegen seinen einflußreicheren Kollegen Haugwitz, der eben jene Klausel in den Haager Vertrag gesetzt hatte und nunmehr auf die Seite Möllendorffs trat.

So stellten die Engländer ihre Soldzahlungen ein, und die preußische Kriegführung blieb nach wie vor gelähmt. Von einem Zuge gegen Elsaß und Lothringen war überhaupt nie die Rede gewesen; Möllendorff hatte nur die Stellungen in der Pfalz wieder besetzt, aus denen die Preußen im vorigen Jahre vertrieben worden waren. Er mußte sie dann aber auch aufgeben und hinter den Rhein retirieren, als die Oesterreicher im Herbst aus Belgien herausgeschlagen worden und über den Rhein zurückgegangen waren, so daß den Franzosen als Frucht des Feldzuges nicht nur Belgien, sondern auch das linke Rheinufer zufiel. Und auch damit nicht genug, so eroberte Pichegru gegen Weihnachten dieses Jahres noch Holland und rief die batavische Republik aus, die erste der Tochterrepubliken, mit denen sich die französische Republik nunmehr zu umgürten begann.

Der altpreußische Staat aber war in voller Auflösung. Von Frankreich durch die breite Kluft der Revolution getrennt, mit England unheilbar überworfen, von den beiden Kaiserhöfen unter der Spitze des Schwerts gehalten, am polnischen Raube erstickend, mit gänzlich zerrütteten Finanzen und einem durch jämmerliche Feldzüge entwürdigten Heere, stand er am Rande des Abgrundes. Eine Rettung gab es für ihn nicht mehr, sondern nur noch eine Galgenfrist, die durch einen demütigenden Friedensschluß von der Gnade des revolutionären Frankreichs zu erkaufen war. Das Maulheldentum des Manifestes von 1792 war den preußischen Junkern gründlich ausgetrieben worden; Diplomaten wie Generale drängten zum Frieden mit Frankreich, über den Leib des dahinsiechenden Königs hinweg, der noch immer nicht von der fixen Idee lassen wollte, daß er als „ritterlicher Monarch" nicht mit „Königsmördern" unterhandeln dürfe. Sie machten ihm die Sache schmackhaft, indem sie darauf hinwiesen, daß Robespierre gestürzt sei, und indem sie versprachen, die Unterhandlungen durch Barthelemy zu leiten, den französischen Gesandten in der Schweiz, einen Diplomaten noch aus den Tagen Ludwigs XVI. her.

In Paris ging man auf das preußische Friedensangebot gern ein. Man lebte noch immer in dem holden Wahne von dem verhältnismäßig modernen Charakter des altpreußischen Staates und war selbst zu einem

Digitized by Google

Bündnis mit Preußen bereit. Deshalb vergaß man freilich nicht, die eigenen Interessen zu wahren und dem Besiegten ein kaudinisches Joch zu errichten. Preußen mußte einfach aus dem Koalitionskriege ausscheiden und auf seine linksrheinischen Besitzungen verzichten, falls es den Franzosen gelänge, das linke Rheinufer zu behaupten; für diesen Fall sollte es beim allgemeinen Frieden eine Entschädigung erhalten, durch Beraubung rechtsrheinischer, geistlicher Reichsstände, wie in holdem, aber stillschweigendem Einvernehmen vorausgesetzt wurde. Dann setzte der Friede, der am 5. April 1795 in Basel geschlossen wurde, eine Demarkationslinie fest, die an der ostfriesischen Küste begann, südwärts bis an den Main und von da ostwärts bis Schlesien lief, also ganz Nord- und Mitteldeutschland umfaßte; die Franzosen versprachen, diese Linie zu respektieren, falls die von ihr eingeschlossenen Reichsstände strenge Neutralität beobachten würden.

Der preußische Unterhändler dieses Friedens war derselbe Hardenberg, der eben seine warnende Stimme vor einer Politik erhoben hatte, die Preußen allgemein gehaßt und verachtet machen müsse, und der nun selbst diese Politik auf einen Gipfel führen mußte, den sie bisher bei alledem noch nicht erreicht hatte. Man hat daraus geschlossen, daß der Baseler Friede bei all seiner Schmach eine absolute Notwendigkeit für Preußen gewesen sei. Das ist auch keineswegs falsch; es ist sogar noch viel richtiger, als die historischen Schönfärber meinen. In der feudalen Koalition war dem altpreußischen Staate zuerst der Atem ausgegangen; er war schon vollständig fertig, intellektuell und moralisch, finanziell und militärisch, nach einem kurzen Ringen mit der Revolution, das die anderen Mächte der feudalen Koalition noch eine gute Weile mit wechselndem Glücke fortzusetzen vermochten. Er zog sich aus den großen Welthändeln zurück, um unter dem Schutze einer feigen Neutralität ein Scheinleben zu führen; für den Preis, allgemein gehaßt und verachtet zu werden, erkaufte er sein letztes Lebensjahrzehnt.

Friedrich Wilhelm III.

Am wenigsten vermochte der Thronwechsel im Herbste 1797 eine heilsame Umwälzung der Dinge herbeizuführen; er zeigte vielmehr von neuem, wie wenig dies Königtum in dem Staate der ostelbischen Junker bedeute. Von den Lastern, mit denen Friedrich Wilhelm II. den herrlichen Bau des friderizianischen Staates untergraben haben sollte, war sein Sohn und Nachfolger völlig frei, aber unaufhaltsamer denn je brach die verfallene Ruine in sich zusammen.

Friedrich Wilhelm III. zählte erst 27 Jahre, als er das traurige Erbe seines Vaters antrat. Schlecht erzogen, wie dieser, aber von Natur noch weniger begabt, blöden, beschränkten und versteckten Geistes, unfähig, selbst nur einen zusammenhängenden Satz zu sprechen, mit der physischen Tapferkeit eines Unteroffiziers eine moralische Feigheit verbindend, die auch vor der ärgsten Demütigung nicht zurückschreckte, dabei beherrscht von allen dünkelhaften Marotten des Gottesgnadentums, war er doch weder ein Frömmler noch ein Wüstling. Er jagte, bald nachdem er zur Macht gelangt war, den elenden Wöllner fort und gestattete dem schwachatmigen Aufklärichter, der im

Digitized by Google

märkischen Sande gedieh, alle Segnungen über das dürstende Volk zu schütten, wobei denn freilich nichts herausgekommen ist.

Dann aber räumte der neue König auch mit der Mätressenwirtschaft seines Vorgängers gründlich auf. Er lebte in ehrbar-spießbürgerlicher Ehe mit seiner legitimen Frau, einer kleinen mecklenburgischen Prinzeß, die später als Königin Luise zur preußischen Nationalheiligen avanziert ist. Höflinge haben sie mit überschwenglichem Glorienscheine geschmückt, von ihrem Standpunkt aus auch nicht ohne Grund, da diese Königin ganz und gar im höfischen Treiben aufging. Ohne Zweifel war sie nicht so borniert, wie der König, und jeweilig flackerte sie wohl auf über Demütigungen, die ihren Mann noch lange nicht rührten. Aber es war dabei mehr Hochmut als Stolz, mehr Laune als Würde. Urteilsfähige Personen, die sie gekannt haben, urteilten sehr hart über sie; Alexander v. Humboldt nannte sie „äußerst selbstsüchtig, verschlagen und versteckt", und nicht viel milder sprach der Freiherr v. Stein von ihr. Er meinte, bei mehr Bildung, Konsequenz und tieferen Gefühlen hätte sie einen wohltätigen Einfluß auf den König haben können; sie sei auch eine angenehme, sehr gutmütige Frau, aber gefallsüchtig, von mangelhafter Bildung, fürs Gute leicht auflodernd, jedoch wegen der Oberflächlichkeit ihres Geistes unglücklich in der Wahl der Mittel, wenig ausdauernd in ihrer Anwendung; auch erfülle sie sehr unvollkommen ihre Pflichten als Mutter.

Der wirkliche Wert dieser Landesmutter enthüllte sich freilich erst nach dem furchtbaren Zusammenbruche des altpreußischen Staats, unter dem Drucke eines Schicksals, das auch kleine Seelen hätte erheben und läutern können. Zur Zeit, wo Hunger und Not wie die apokalyptischen Reiter durch das ausgesogene und verwüstete Land jagten, jammerte die Königin über die notwendige Einschränkung der verschwenderischen Hofhaltung: „Wir haben zu Mittag vier Gänge, zum Abend drei, das ist alles. Wir leben von der Luft", und um eine Vergnügungsreise nach Petersburg antreten zu können, scheute sie sich nicht, öffentliche Gelder anzugreifen, die dem verheerten Masuren gehörten und zu dessen Wiederherstellung bestimmt waren. Als sich Stein dem widersetzte, verband sich die Königin mit dem verächtlichsten Junkerpack, um den Reformminister zu stürzen, zum abermaligen Erweise der traurigen Erfahrungen, durch die gewarnt die deutschen „Untertanen" jener Zeit sich noch mehr davor fürchteten, daß ihr Angestammter in legitimer Liebe entbrannte, als daß er einen großen Harem von Buhldirnen hielt. Es ist natürlich auch byzantinischer Schwindel, daß die Königin Luise an gebrochenem Herzen gestorben sein soll, aus patriotischem Kummer über die fremde Tyrannei. Sie starb an einem körperlichen Leiden, wieder auf einer Vergnügungsfahrt, die sie in heiterster Stimmung angetreten hatte.

In den ersten Jahren der neuen Regierung aber mischte sie sich noch nicht in die öffentlichen Angelegenheiten, und alle preußischen Herzen schlugen höher über das tugendhafte Paar, das auf dem Throne saß. Allein an der allgemeinen Fäulnis der gesellschaftlichen Zustände wurde dadurch kaum etwas geändert, nicht einmal an der grenzenlosen Liederlichkeit in den königlichen Residenzen Berlin und Potsdam. Es blieb wieder alles beim alten, und wenn Friedrich Wilhelm II. bei seinem Regierungsantritte noch diese oder

Digitized by Google

jene allzu gehässige Maßregel seines Vorgängers beseitigt hatte, so machte sich Friedrich Wilhelm III. nicht einmal eine so wohlfeile Mühe, sondern begnügte sich mit einigen wohlwollenden Kabinettsorders. Sie waren beiläufig von dem Kabinettsrat Menken verfaßt, dem Großvater Bismarcks von mütterlicher Seite her, der schon dem Kabinett des alten Fritz gedient hatte. Aus dem Kabinette des Nachfolgers als „Jakobiner" hinausgegrault, wurde Menken nun von Friedrich Wilhelm III. wieder berufen, anscheinend nur um jenen biedern und freisinnigen Schein zu verbreiten, der keinem neuen Regimente fehlen darf. Denn schon nach wenigen Monaten schied Menken wieder aus. Er war nach Steins Urteil ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender, wohlwollender Mann von den edelsten Absichten und Gesinnungen. An seine Stelle trat der bisherige Kammergerichtsrat Beyme, über den Stein viel ungünstiger urteilte.

Die ganze Kabinettsregierung war, je länger sie währte, um so unsinniger geworden. König Friedrich hatte nur subalterne Schreiber in sein Kabinett genommen, mit der einzigen Ausnahme Menkens, der ein studierter Jurist war und aus einer alten Juristenfamilie stammte, und er hatte sie in strammster Zucht gehalten, so daß sie höchstens verstohlen und von hinten herum ihre „Insinuationes" anbringen konnten. Das war nun ganz anders geworden; je mehr sich der Staat vergrößert hatte, namentlich durch die polnischen Raubzüge, und je träger oder unfähiger die Könige geworden waren, um so mehr war die Arbeit des Kabinetts auf seine Mitglieder übergegangen, die viel weniger Werkzeuge des Monarchen waren, als daß er vielmehr ihr Werkzeug wurde. Damit wurde der König vollständig von den Ministern und überhaupt von dem staatlichen Behördenorganismus getrennt und ein Spielball in den Händen völlig unberufener Menschen, die sich hinter dem Schirme seiner Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit versteckten, um ohne jede Kontrolle den Staat für ihre eigennützigen Interessen auszubeuten.

Von dem Kabinette Friedrich Wilhelms III., wie es bis zu Jena geblieben ist, hat Stein eine ebenso kräftige wie treffende Schilderung entworfen, in einem Berichte, der den König von der Unhaltbarkeit dieses Zustandes überzeugen sollte. Stein ist so billig, anzuerkennen, daß Beyme ursprünglich so übel nicht gewesen sei. Er habe als Kammergerichtsrat Achtung wegen seines geraden offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurteilung, seiner Arbeitsamkeit und Rechtskenntnis besessen. Doch habe es ihm schon immer an nationalökonomischer Bildung gefehlt, und seit seinem Eintritt in das Kabinett sei er durch Lombard verdorben worden.

Ueber diesen schreibt dann Stein: „Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich ein auf französische Schöngeisterei; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes oder des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Teilnahme an den Orgien der Rietz, an den Ränken und Abscheulichkeiten dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Böse und Gute bei ihm gesetzt. In den unreinen und

Digitized by Google

schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, der mit der moralischen Verderbtheit eine physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgange leerer und erbärmlicher Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Geschäfte dieses Staats in einer Periode, die in der neueren Staatsgeschichte nicht ihresgleichen findet."

An dies Porträt Lombards schließt Stein eine Schilderung des Kabinettsministers Haugwitz, der mit Lombard an einem Strange zog: „Sein Leben ist eine ununterbrochene Folge von Verschobenheiten oder von Verworfenheiten. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften seicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Toren, die in Deutschland vor dreißig Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, die Lavater umgab, ward Theosoph, Geisterseher und endigte mit der Teilnahme an den Gelagen und Intrigen der Lichtenau, ward ihr geschmeidiger Gesellschafter, verschwendete die dem Staate gehörige Zeit am L'Hombretisch und seine Kräfte in tierisch-sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines ränkevollen Verräters seiner täglichen Gesellschafterin, eines schamlosen Lügners und eines abgestumpften Wollüstlings." An anderen Stellen spricht Stein von Haugwitz als von einem „elenden und charakterlosen Menschen", als von einer „ebenso verächtlichen wie perfiden Kreatur".

Was die Kabinettsräte für die Verwaltung, das war für das Heerwesen der Generaladjutant, ein sicherer General Köckeritz. Von ihm sagt Stein, er sei ein eingeschränkter, ungebildeter Kopf, von gemeinem Charakter und gemeiner Denkungsart, die ihm einen unwiderstehlichen Hang zur Plattheit in Ansichten, in Beschlüssen und in der Auswahl seiner Umgebungen gebe.

Nimmt man hierzu noch einen General Zastrow, der dem Köckeritz glich wie ein Ei dem anderen, oder einen Marquis Lucchesini, der als Hausnarr des alten Fritz begann und als Kammerherr einer napoleonischen Prinzeß endete, in der Zeit der beiden Friedrich Wilhelme aber den preußischen Gesandten in Warschau, in Wien und in Paris spielen durfte, so hat man ungefähr die Clique zusammen, die am Steuerruder des altpreußischen Staates saß, als er in die Strudel von Jena schoß.

Sie war das richtige Produkt der Verhältnisse, womit jedoch nicht ausgeschlossen ist, daß Friedrich Wilhelm III. mit allem an ihr hing, was er von Herz besaß. In seiner schüchternen Menschenscheu war ihm der Verkehr mit den staatlichen Behörden unbequem, und zudem besaß er den angeborenen Haß des Idioten gegen jeden überlegenen Geist, wie die Gneisenau, Scharnhorst und Stein später bis zum Ueberdruß erfahren haben.

Der Reichsdeputationshauptschluß.

Noch vor dem preußischen Thronwechsel hatte der erste Koalitionskrieg sein Ende gefunden. Zwei Jahre nach dem Frieden von Basel schloß Oesterreich mit Frankreich den vorläufigen Frieden von Leoben und ein halbes Jahr darauf, am 17. Oktober 1797, den endgültigen Frieden von Campo Formio.

Digitized by Google

Es hatte für die gemeinsamen feudalen Ziele immerhin mit anderer Kraft gefochten, wie Preußen, im südlichen Deutschland manchen Erfolg über die französischen Waffen davongetragen, war aber endlich auf dem italienischen Kriegsschauplatze der überlegenen Kriegskunst des jungen Generals Bonaparte erlegen, der die neue Kriegsweise zwar entfernt nicht erfunden hatte, aber sie unter den militärischen Talenten der französischen Revolution am genialsten anzuwenden und auszubilden verstand.

Auch waren die Friedensbedingungen für die österreichische Hausmacht nichts weniger als ungünstig. Sie trat Belgien, das sie schon lange nur als verlorenen Außenposten betrachtet hatte, an Frankreich ab, ebenso verzichtete sie auf die Lombardei und genehmigte die Herstellung der cisalpinischen Republik, die außer der Lombardei noch aus Modena, den päpstlichen Legationen und einem Stück Venetien bestehen sollte, wo Bonaparte den verfallenen Geschlechterstaat über den Haufen geworfen hatte. Dafür erhielt Oesterreich den größeren Teil Venetiens, sowie Istrien und Dalmatien, eine vortreffliche Abrundung seines Gebiets, die ihm zugleich eine maritime Stellung ermöglichte. Die Schmach dieses Friedens lag für Oesterreich darin, worin die Schmach des Baseler Friedens für Preußen gelegen hatte; der Kaiser verpflichtete sich, das Reich zu berauben, indem er der französischen Republik behilflich zu sein versprach, das linke Rheinufer zu erwerben. Darüber sollte auf einem Kongreß in Rastatt verhandelt werden zwischen den Bevollmächtigten des Deutschen Reichs und den Bevollmächtigten der französischen Republik.

Dieser Kongreß wurde im Dezember 1797 eröffnet und tagte über ein Jahr, in ebenso gehässigen wie unfruchtbaren Zänkereien, mit denen der große Leichenraub am heiligen römischen Reiche deutscher Nation begann. Die französischen Bevollmächtigten traten schon völlig als die Herren und Gebieter des Reichs auf, und sie hatten allen Grund dazu; sie wurden von den deutschen Fürsten wie von einer Meute lüsterner Jagdhunde schmeichelnd umschnopert. Keinem dieser Edlen erweckte der Verlust des linken Rheinufers auch nur eine Spur nationaler Empfindung, aber sie alle wollten ihren Anteil haben an dem Raubzuge auf das Kirchengut. In Basel wie in Campo Formio war die stillschweigende Voraussetzung gewesen, daß die Verluste, die weltliche Fürsten durch die Abtretung des linken Rheinufers erlitten, durch Säkularisation der geistlichen Gebiete auf dem rechten Rheinufer eingebracht werden sollten; damit war einer unersättlichen Habgier Tür und Tor geöffnet, und sie tobte sich in einer Weise aus, die das Herz Bonapartes, der dem Kongreß einen flüchtigen Besuch abstattete, für immer mit einer tiefen Verachtung dieses fürstlichen Gesindels erfüllte.

Auf dem Rastatter Kongresse zeigte sich zum ersten Male vor aller Welt, wie tief das moralische Ansehen Preußens gesunken war. Die vermittelnde Stellung, die es durch seine Neutralität erworben zu haben behauptete, erwies sich als ein leerer Schein; seine eigenen Schützlinge unter den deutschen Fürsten stürmten achtlos an ihm vorüber, zu den französischen Gesandten als den wahren Gnadenspendern; es mußte sich begnügen, wie selbst Treitschke sagt, die traurige Rolle des Ersten unter den beutelustigen Kleinstaaten zu spielen. Aber ihm am wenigsten gönnte Oesterreich eine

Digitized by Google

Vergrößerung; hatte es sich doch in den geheimen Artikeln des Vertrages von Campo Formio ausbedungen, daß nur die preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer nicht an Frankreich übergehen sollten, damit Preußen keinen Anspruch auf anderen Erwerb gewinne.

In denselben geheimen Artikeln hatte sich Oesterreich die französische Vermittelung zum Erwerbe des Erzbistums Salzburg ausgemacht; miteffen wollte es auch vom geistlichen Gute. Aber die tolle Jagd in Rastatt ging ihm wider den Strich; wurde alles Kirchengut heimgeramscht, so wurde seine Herrschaft über das Reich, die namentlich auf den drei geistlichen Kurfürstentümern beruhte, arg erschüttert. Es kam hinzu, daß die revolutionäre Propaganda immer weiter um sich griff. Bonaparte war nach Aegypten gegangen, um die englische Weltherrschaft im Orient, als ihrem wundesten Punkte, anzugreifen; dann wurde am 15. Februar 1798 die Römische, am 12. April die Helvetische Republik ausgerufen. Und als im November 1798 neapolitanische Truppen ins römische Gebiet einbrachen, wurden sie zurückgeworfen; die französischen Truppen eroberten Neapel, das am 25. Januar 1799 in die Parthenopeische Republik verwandelt ward.

So schürzten sich schon im Sommer 1798 die Fäden zur zweiten feudalen Koalition gegen die französische Revolution. Oesterreich entschloß sich, die Waffen wieder aufzunehmen, die England noch nicht niedergelegt hatte, und diesmal war auch Rußland nicht bloß mit Worten, sondern ebenso mit Waffen von der Partie. Der Zarin Katharina war ihr Sohn Paul gefolgt, wie sein Vater ein halbverrückter Mensch, der den feudalen Kreuzzug gegen Frankreich, womit Katharina die deutschen Mächte nur genarrt hatte, nunmehr mit fanatischem Eifer aufnahm. Diese zweite Koalition, der auch noch Neapel, Portugal, Schweden und die Türkei beitraten, war ungleich gefährlicher als die erste; einen Vorgeschmack der Erbitterung, womit diesmal gekämpft werden sollte, gab die ruchlose Ermordung der französischen Gesandten durch österreichische Husaren, als der Rastatter Kongreß nach dem Ausbruche des Krieges im Frühjahr 1799 auseinanderstob.

Die preußische Regierung rieb sich derweil vergnügt die Hände. Sie bildete sich ein, im Mittelpunkt Europas zu stehen, indem sie ihre Kräfte sammele, während die anderen Mächte ihre Kräfte gegenseitig zerstörten. Den Franzosen begann nun allmählich ein Licht aufzudämmern über den altpreußischen Staat. Sieyes, der französische Gesandte in Berlin, berichtete nach Paris: „Der König von Preußen faßt die schlechteste aller Entschließungen, die nämlich, sich für keinen zu entscheiden. Preußen will allein bleiben; das ist sehr bequem für Frankreich; es kann während dieser preußischen Betäubung mit den anderen fertig werden. Mit Unrecht sagt man, Berlin sei der Mittelpunkt der europäischen Verhandlungen; die ganze Weisheit des Berliner Hofes besteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine passive Rolle zu spielen." Auf der anderen Seite hegte man anfangs den Argwohn, daß Preußen mit Frankreich unter einer Decke stecke, aber als man dahinter kam, daß die reine Nullität vorlag, wurde die Furcht auch keineswegs durch die Achtung abgelöst.

Die zweite Koalition errang große Erfolge. In Deutschland kämpften die Oesterreicher mit Glück, und bei Abukir vernichteten die Engländer die

Digitized by Google

französische Kriegsflotte; dann wurde Italien namentlich durch die Siege der Russen erobert; die italienischen Tochterrepubliken Frankreichs verschwanden; an ihre Stelle traten wieder der Kirchenstaat und das Königreich Neapel. Mit dieser äußeren Bedrängnis wuchs die innere Zwietracht der französischen Republik; die Direktorialregierung, in der sich die unmittelbare Herrschaft der Bourgeoisie verkörperte, zeigte sich weder nach innen noch nach außen den Schwierigkeiten der Lage gewachsen. Aber die Nation hielt fest an den Errungenschaften der Revolution; sie empfing mit großem Jubel den General Bonaparte, den die Nachricht von den italienischen Niederlagen aus Aegypten zurückgerufen hatte, und ertrug es willig, als er durch den Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November 1799) die Direktorialregierung auseinander jagte und sich zum Alleinherrscher machte, zunächst als Konsul mit zwei Kollegen, die nur dekorative Bedeutung hatten. Bonaparte schöpfte seine Kraft aus dem Erbe der bürgerlichen Revolution, das er nach außen und nach innen zu liquidieren begann; das erste Wort, das über den Sieger des 18. Brumaire laut wurde, ist zugleich das treffendste geblieben. „Das ist der Jakobinismus ganz und gar, konzentriert in einem Menschen und bewaffnet mit allen Werkzeugen der Revolution", sagte Graf Markow, der russische Gesandte in Paris.

Es ist hier nicht der Ort, auf Bonapartes innere Politik einzugehen; in der äußeren Politik fand er die Dinge schon wesentlich vereinfacht vor. Wie alle feudalen Koalitionen, so war auch die zweite, trotz ihrer Erfolge, bald von gegenseitigem Haß und Neid zerfressen worden; gerade in Italien, wo sie am glücklichsten gekämpft hatte, kam es zum Bruch zwischen Oesterreichern und Russen. Thugut, der auf der apenninischen Halbinsel freie Hand für die habsburgische Hauspolitik haben wollte, drängte den russischen General Suworow von seinem Siegespfade über die Alpen in die Schweiz, worüber sich der Zar empörte und bereits im Oktober 1799, zur Zeit, wo Bonaparte aus Aegypten zurückkehrte, aus der Koalition ausschied. Dann aber warf sich seine verrückte Laune völlig herum; blinder als sein Pariser Gesandter, sah er nach dem 18. Brumaire in Bonaparte den Wiederhersteller der Ordnung und begann, auf ihn die Schwärmerei zu übertragen, die er bis dahin der altfranzösischen Königsfamilie geschenkt hatte.

Gegen England und Oesterreich aber erbot sich der nunmehrige erste Konsul zum Frieden. Es mag nur ein taktischer Schritt gewesen sein, obgleich das Ammenmärchen von dem unersättlichen Eroberer, der immer wieder über die feudalen Friedensfürsten hergefallen sei, um eine Weltherrschaft zu begründen, heute selbst von den bürgerlichen Historikern aufgegeben zu werden beginnt. Jedoch, wenn es nur ein taktischer Schritt gewesen sein sollte, so war er geschickt genug; der jüngere Pitt antwortete grob, der einzige Weg zum Frieden sei die Wiederherstellung des alten Frankreichs in seinen alten Grenzen; Thuguts Anwort war in der Form zwar maßvoller, allein er lehnte doch ab, den Frieden auf Grundlage des Vertrags von Campo Formio zu schließen, wie Bonaparte angeboten hatte. So folgte der Feldzug des Jahres 1800, der durch die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden den Sieg wieder an die französischen Fahnen fesselte. Oesterreich mußte sich zum Frieden be-

Digitized by Google

quemen, der am 9. Februar 1801 in Luneville abgeschlossen wurde und ihm ungleich härtere Bedingungen auferlegte, als der Friede von Campo Formio.

Vor allem mußte der Kaiser nicht nur in seinem, sondern auch im Namen des Reiches einwilligen, daß die französische Republik mit voller Souveränität und als Eigentum die Gebiete am linken Rheinufer dergestalt besitze, daß der Talweg des Rheines fortan die Grenze zwischen der französischen Republik und dem Deutschen Reiche bilde. Ein Gebiet von 1150 Geviertmeilen und fast vier Millionen Einwohnern, ziemlich einem Siebentel seiner Bevölkerung, war damit für Deutschland verloren. Ferner aber legte der Friede von Luneville dem Kaiser die ausdrückliche Verpflichtung auf, die bisherige Verfassung des Reiches aufzuopfern; die Erbfürsten des linken Rheinufers sollten im Innern des Reiches entschädigt werden, eine Bestimmung, die in ihren Konsequenzen das Deutsche Reich unter die Füße der französischen Republik warf.

Formell allerdings hatte der Reichstag in Regensburg die Entschädigungsfrage zu regeln. Nach achtmonatigem Hadern setzte er auch eine Reichsdeputation für diesen Zweck ein; sie bestand aus Oesterreich, Preußen, Kurmainz, Sachsen, Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und einem der geistlichen Ritterorden, die es noch in Deutschland gab. Aber sie kam nicht von der Stelle; in ekelhaftem Zank stritten sich namentlich Oesterreich und Preußen um jeden Fetzen Erde, den Bonaparte ihrer Habgier gönnte. Es war nur zu richtig, was ein französischer Historiker darüber spottend sagt: Preußen und Oesterreich, die das Reich in Kriege gestürzt hatten, wollten sich nun selbst vergrößern auf Kosten dieses Reiches, das sie kompromittiert hatten. Und wo suchten sie diese Entschädigungen? In den Gütern der Kirche! Diese Verteidiger von Thron und Altar, die ausgezogen waren, um die bedrohte Kirche gegen die Revolution zu schützen, ahmten nun gerade die Revolution nach. Und sie verlangten von dem siegreichen Vertreter dieser Revolution, er solle die Beute des Altars unter sie verteilen, da sie selber mit der Teilung nicht fertig zu werden wußten.

Der Troß des deutschen Fürstengesindels wußte sofort, wo die Entscheidung lag und jagte nach Paris. „Wie das Geschmeiß hungriger Fliegen," schreibt selbst Treitschke, „stürzte sich Deutschlands hoher Adel auf die blutigen Wunden seines Vaterlandes. Talleyrand aber eröffnete mit zynischem Behagen das große Börsenspiel um Deutschlands Land und Leute . . . Die hochgeborenen Bekämpfer der Revolution bettelten um seine Gnade, machten seiner Mätresse den Hof, trugen seinen Schoßhund zärtlich auf den Händen, stiegen dienstfertig zu dem kleinen Dachstübchen hinauf, wo sein Gehilfe Matthieu hauste . . . Das Gold der kleinen Höfe, das sie niemals finden konnten, wenn das Reich sie zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief, floß jetzt in Strömen; jedermann in der diplomatischen Welt kannte den Tarif der Unterhändler und wußte, wie hoch der Kurswert einer Stimme im Fürstenrate des Reichstages sich stellte. Ein Fürst von Löwenstein, ein Nachkomme des siegreichen Friedrich von der Pfalz, spiele den Makler bei dem schmutzigen Handel. Auch die Pariser Gaunerschaft nahm die gute Gelegenheit wahr; mancher der gierigen deutschen Fürsten lief in seiner kleinstädtischen Plump-

Digitized by Google

heit einem falschen Agenten Talleyrands ins Garn, bis Bonaparte selber gegen den Unfug einschritt."

Ein volles Jahr sah sich Bonaparte dies Treiben an, und es ist sicherlich ein ungerechter Vorwurf, daß er sich zu einer schiedsrichterlichen Entscheidung gedrängt hätte, die ihm vielmehr von den deutschen Fürsten aufgedrängt wurde. Er hatte nun auch seinen Frieden mit England gemacht, zu Amiens am 1. Oktober 1801, und einige Tage später einen Vertrag mit Rußland geschlossen, wo inzwischen am 23. März der Zar Paul durch eine Palastrevolution gestürzt und ermordet worden war. Es war mehr als eine bloße Redensart, als sein Nachfolger Alexander in dem Manifeste, womit er seine Thronbesteigung ankündigte, im Sinne seiner Großmutter Katharina zu regieren versprach. Alexander besaß nichts von dem, was man Katharinas genialen Zynismus nennen mag, aber falsch wie Galgenholz, verlogen bis ins Mark, kokettierte auch er bald mit modernen Ideen, bald mit fanatischen Restaurationsgedanken, um unter diesen wechselnden Masken eine wüste Eroberungspolitik zu treiben. Katharinas Methode, sich den Händeln des Westens fernzuhalten, aber die deutschen Mächte um so tiefer in sie zu verwickeln und so im Osten freie Hand zu haben, war freilich durch die gewaltigen Fortschritte der französischen Revolution überholt; Alexanders Politik bewegte sich um die Gedanken einer gemeinschaftlichen Beherrschung Europas mit Frankreich oder einer Niederwerfung der französischen Revolution an der Spitze der feudalen Mächte.

Nach dem Scheitern der zweiten Koalition neigte sie sich mehr der ersten Möglichkeit zu; in geheimen Artikeln des französisch-russischen Vertrags vom Oktober 1801 wurden die Lose über die deutschen Dinge geworfen. Beide Mächte verpflichteten sich zu vollkommenem Einverständnis, um die interessierten Parteien zur Annahme ihrer Pläne zu vermögen, die auf Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Oesterreich und Preußen, dann aber auf möglichste Vergrößerung der Fürstenhäuser von Bayern, Württemberg und Baden abzielten. Immerhin war der Zar dabei schon an seinen Meister gekommen; er hatte nur aus dynastisch-verwandtschaftlichen Rücksichten die Begünstigung der süddeutschen Dynastien verlangt, während Bonaparte dabei einem wohl überlegten politischen Plane folgte. Ihm kam es darauf an, aus den süddeutschen Gebieten, die in eine Unzahl hilfloser Trümmer aufgelöst waren, einige leidlich abgerundete Mittelstaaten zu schaffen, die, völlig von Frankreich abhängig, der französischen Herrschaft feste Stützpunkte mitten in Deutschland sichern sollten.

Das Gleichgewicht zwischen Oesterreich und Preußen bedeutete im französischen wie im russischen Sinne die Zuspitzung des preußischen Dorns im österreichischen Fleisch. So konnte Preußen von vornherein auf ein gutes Geschäft rechnen, während Oesterreichs Stellung viel schwieriger war. Es suchte noch immer soviel wie möglich von den geistlichen Staaten zu retten und schlug vor, auch die Reichsstädte in die Masse zu werfen, was mit jubelndem Hallo von der hungrigen Meute begrüßt wurde, ohne daß sich deshalb im mindesten ihr Appetit auf das Kirchengut schwächte. Aber Preußen hatte ebenfalls mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, da seine Gier

Digitized by Google

auch von wohlwollenden Lehnsherren schwer zu sättigen war. Lucchesini schacherte als preußischer Gesandter in Paris mit Talleyrand zum Herzerbarmen. Bonaparte wollte gern die preußische Nachbarschaft am Rhein los sein, er schlug vor, Preußen solle Mecklenburg nehmen und die mecklenburgischen Herzöge mit dem Reste seiner rheinisch-westfälischen Besitzungen entschädigen. Der Vorschlag war auch ganz im Geiste der friderizianischen Staatskunst gemacht, doch die mecklenburgischen Herzöge wollten auf den Handel nicht eingehen. Endlich wurde am 23. Mai 1802 eine geheime Uebereinkunft zwischen Lucchesini und Talleyrand getroffen, wonach Preußen zwar weniger erhielt, als es begehrte, aber doch viel mehr, als es verloren hatte.

Preußen hatte durch die Abtretung des linken Rheinufers nur etwa 48 Geviertmeilen mit 127000 Einwohnern und etwa anderthalb Millionen Gulden Einkünften eingebüßt, einschließlich der einträglichen Rhein- und Maaszölle. Nunmehr erhielt es die Bistümer Hildesheim und Paderborn, den besten Teil des Hochstiftes Münster mit der Stadt selbst, Erfurt und die kurmainzischen Besitze und Rechte in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Kappenberg, und die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar — zusammen einen Besitz, der über 230 Geviertmeilen betrug, mehr als eine halbe Million Einwohner zählte und nach mäßiger Berechnung nahezu vier Millionen Gulden Einkünfte abwarf.

Kaum hatte der preußische König diese französische Anweisung in der Tasche, als er sich auf den Weg machte, sie von dem russischen Lehnsherrn kontrasignieren zu lassen. Er traf in Memel mit dem Zaren zusammen, der sich dabei als gewandter Komödiant produzierte und eine Freundschaft heuchelte, die den armseligen König für immer einfing. Friedrich Wilhelm trug fortan als geduldiger Russenknecht das Joch, das seinen Vorgängern doch mitunter die Schultern wund gescheuert hatte; in diesen Memeler Tagen hat der Zar die preußische Vasallenschaft niet- und nagelfest gemacht. Nach einem kurzen kritischen Stirnrunzeln genehmigte er huldvoll die Pariser Uebereinkunft, und nun stürzte sich der preußische Staat, ungefragt des Reichs, das noch keinen Beschluß gefaßt hatte, auf die Beute, die ihm fremde Mächte zugebilligt hatten.

Der Reichsdeputationshauptschluß selbst erfolgte erst am 23. Februar 1803. Er war natürlich nach französisch-russischen Diktaten abgefaßt. Im ganzen vernichtete er 112 deutsche Staaten; von den geistlichen Ständen und den Reichsstädten blieben nur kümmerliche Reste übrig, von jenen drei, von diesen sechs. Oesterreich wurde nur eben für seine Verluste entschädigt, dagegen wurden noch weit reichlicher als Preußen die süddeutschen Staaten bedacht, namentlich Bayern, Württemberg und Baden.

Man wird nicht leicht versucht sein, diese deutsche Revolution von 1803 mit der französischen Revolution von 1789 zu vergleichen. Dennoch verrichtete sie ein notwendiges Werk, indem sie dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation den vernichtenden Todesstoß gab. Alles, was heilsam an ihr war, verdankte sie der französischen Revolution; ihre menschliche Niedertracht und ihre nationale Schande gebührte ganz den deutschen Fürsten.

Digitized by Google

Reformversuche.

So sicher der Untergang des altpreußischen Staates seit dem Baseler Frieden besiegelt war, so hat es seinem letzten Jahrzehnt doch nicht an Reformversuchen gefehlt. Er war keine einsame Insel im Weltmeer; die ungeheuren Umwälzungen, die sich um ihn her vollzogen, wirkten auch auf ihn zurück.

Es ist unsinnig zu sagen, er habe eine konsequente Reformtätigkeit begonnen, die durch die Niederlage von Jena nur in unheilvoller Weise unterbrochen worden sei, aber es wäre ungerecht zu bestreiten, daß die Gewitterwolken, die über ihm hingen, hier oder da bemerkt worden sind und das Bemühen veranlaßt haben, den einen oder den anderen Blitzableiter aufzustellen. Im äußersten Süden, im äußersten Westen und im äußersten Osten erwuchsen ihm Reformer: man kann sagen, überall, wo er sich mit einer zivilisierteren Welt berührte, denn auch in Ostpreußen war es der rege Handelsverkehr mit England, der eine leise Wendung zum Bessern herbeiführte.

Die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth, die 1792 an den altpreußischen Staat zurückgefallen waren, hatten in ihrer sozialen Struktur wenig mit ihm gemein; sie waren ein Gebiet freier Bauern und wohlhabender Kleinbürger, das im ausgehenden Mittelalter durch die Bergwerke im Fichtelgebirge eine ähnlich hervorragende Stellung gewonnen hatte, wie Sachsen, wenn auch auf kleinerer Stufenleiter. Ihre Verwaltung war schon unter dem letzten Markgrafen an Hardenberg gekommen, einen geborenen Hannoveraner, der ehedem in hannöverschen und braunschweigischen Diensten gestanden und weite Reisen in Frankreich, England und Holland gemacht hatte. Hardenberg war ein gebildeter Mann, ein Freund Goethes noch aus dessen Leipziger Frühzeit, später ein geselliger Kumpan Lessings in den braunschweigischen Weinkellern; verwandtschaftliche Beziehungen zur deutschen Literatur hatte er durch den Dichter Hardenberg, der sich als Dichter Novalis nannte. Unter Hardenberg arbeitete als Oberbergmeister der junge Alexander von Humboldt, als Kriegs- und Domänenrat aber Altenstein, der später als preußischer Unterrichtsminister der wohlwollende Beschützer der Hegelschen Philosophie wurde; gelernt hat hier ferner Nagler, der später das preußische Postwesen technisch reorganisierte, aber freilich zugleich zur größten Diebesfalle der Welt machte und sich auch sonst auf die reaktionäre Seite schlug.

Aehnlich wie in den fränkischen Markgrafschaften, gab es in den rheinisch-westfälischen Besitzungen des Staats keine Erbuntertänigkeit, dagegen ein Stück kommunaler und provinzialer Selbstverwaltung. Auch hier entwickelte sich ein Beamtentum von freierem und weiterem Blick; es genügt, Vincke zu nennen und namentlich den Reichsfreiherrn von Stein, der aus dem Nassauischen stammte. Der Titel ist in diesem Falle untrennbar vom Mann: erst als Reichsritter wird Stein verständlich, als ein Spätling der Hutten und Sickingen, in seiner nationalen Begeisterung, in seinem unbändigen Hasse gegen die Fürsten und ihre Schreiberseelen, in seinem heftigen, gewaltsamen, ungestümen Charakter. Kein Revolutionär, und nicht einmal ein Liberaler, blieb er immer seines Ursprungs gedenk, blieb er immer ein Freund des Adels; in der zukünftigen Verfassung Deutschlands wollte er dem Adel eine eigene Vertretung sichern, neben der, wie ein bürgerlicher Historiker

Digitized by Google

sagt, das heutige preußische Herrenhaus demokratisch genannt werden müßte. Deshalb stand er doch hoch über dem ostelbischen Krautjunkertum, auf das er voll herber Verachtung herabblickte; die Spuren seiner Schandtaten sah er in dem bösen scheuen Wolfsblick, den er in den verwitterten Zügen der ostelbischen Bauern finden wollte.

Ungern genug fügte sich sein steifer Nacken in das Joch des Staatsdienstes, zu dem ihn die Armut seiner Familie zwang. Es ist nicht ganz klar, was ihn nach Preußen führte, während die Traditionen seiner Klasse nach Wien wiesen. Den diplomatischen Dienst hat er immer verschmäht; für dies Lug- und Trugspiel hielt er sich zu gut. Um so glücklicher war der Zufall, der ihn in die Bergwerksverwaltung führte und ihm eine Reise nach England ermöglichte, wo er die Berg- und Hüttenwerke studierte. Darüber hinaus hat ihm das englische Leben das Bild der aristokratisch gegliederten Selbstverwaltung gegeben, das ihm immer als Ideal vorschwebte. Wie er der ästhetischen Bildung der Zeit fern stand, so war er auch kein systematischer Denker, aber er war ein Charakter, der im Bereiche seiner praktischen Wirksamkeit klar und sicher durchzugreifen wußte. Auf der roten Erde mit ihren Resten von Gemeindefreiheit, die von Berlin aus nie ganz hatten verkümmert werden können, fühlte er sich am wohlsten, doch rückte er im Jahre 1804 auf dem Wege der Anciennität zu einer Art Finanzminister im Berliner Generaldirektorium auf.

Der ihm später aber der tätigste Gehilfe werden sollte, Theodor von Schön, machte am entgegengesetzten Ende der Monarchie seine Schule. In Ostpreußen gab es so gut wie gar keine Fabriken, die Provinz lebte wesentlich vom Ackerbau; dünn bevölkert, wie sie war, produzierte sie in guten Jahren einen ansehnlichen Ueberschuß an Getreide, den sie ebenso wie Korn und Holz aus dem polnischen Hinterlande, mit dem sie durch bequeme Wasserstraßen verbunden war, nach Schweden, Holland und namentlich nach England verfrachtete. Aus England wieder erhielt sie, was sie an Industrie- und Kolonialprodukten brauchte; sie konnte es von dorther leichter und schneller beziehen, als aus den übrigen Provinzen des eigenen Staates, mit denen sie nur durch sehr kümmerliche Straßen verknüpft war. Im engsten Zusammenhange mit diesen wirtschaftlichen Beziehungen ging nun eine ungewöhnlich starke geistige Einwirkung von England auf Ostpreußen aus. Da die Beamten dieser Provinz geborene Freihändler waren, im Gegensatze zu dem Berliner Prohibitiv- und Protektionssystem, so wurden sie begeisterte Anhänger von Adam Smith; sie näherten sich dem Liberalismus im modernen Sinne des Wortes, wie denn Schön behauptete, daß Stein im Innersten immer ein Reaktionär geblieben sei.

Bei Hardenberg, Stein, Schön wirkte mehr oder minder der englische Einfluß mit. Unmittelbar drängten dann im Heerwesen die bloßen Gebietsumwälzungen auf Reformen hin. Eine amtliche Denkschrift aus dem Dezember 1803 schildert anschaulich, wie das eine der beiden Beine, auf denen das preußische Heer stand, durch diese Gebietsumwälzungen zertrümmert wurde, nämlich die ausländische Werbung. Es wird darin ausgeführt, daß zunächst das ganze linke Rheinufer, wo sowohl am Ober- wie am Nieder-

Digitized by Google

rhein, und selbst bis an die Maas und Mosel hin, die ergiebigsten und vorteilhaftesten Werbeplätze gewesen wären, verloren gegangen sei. Dann sei Ansbach und Bayreuth, von wo sonst die besten und sichersten Ausländer gekommen wären, dem preußischen Staate einverleibt worden; auch sei ganz Polen, „woraus sich die diesseitige Armee so ansehnlich an Ausländern rekrutierte," der preußischen Werbung entrissen worden. Endlich sei diese Werbung völlig durch den Reichsdeputationshauptschluß zugrunde gerichtet worden, „indem nun nicht allein unsere eigenen Entschädigungslande nicht mehr als Ausland zu betrachten und mithin für die Werbung verloren gegangen, sondern auch die sämtlichen Reichsstädte, mit Ausnahme einiger weniger, sowie alle geistlichen Besitzungen, welche fast noch einzig unseren Werbern zum Aufenthalt dienten, mehrenteils großen Reichsfürsten zuteil geworden sind, welche selbst Truppen halten, mithin keine fremden Werbungen in ihren Territoriis gestatten, und daher unsere Werber fast überall haben abziehen lassen."

Diese bewegliche Jeremiade zeigt klar genug, aus welchen erhebenden Beweggründen schon vor 1806 die Frage einer preußischen Heeresreform erörtert worden ist, wobei Herabsetzung der Friedensheeresstärke neben Ausbildung eines Ueberschusses an Mannschaft für den Krieg, Aufhebung der vielen Befreiungen von der Dienstpflicht, Einrichtung einer Nationalmiliz, bessere Besoldung und reichlichere Verpflegung der Mannschaften, Milderung der Strafgesetze, Zulassung von Bürgerlichen in die Offizierslaufbahn und ähnliches mehr erörtert wurde. Am reifsten war eine Denkschrift des Obersten Scharnhorst, die damit begann, daß es im Kriege nicht nur auf die physischen, sondern auch auf die moralischen Kräfte ankomme, also das gerade Gegenteil der friderizianischen Kriegsweisheit verkündete. Scharnhorst empfahl die Einrichtung einer Nationalmiliz, in der jeder Staatsbürger ohne Ausnahme dienen müsse; „sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formierung einer Nationalmiliz den militärischen Geist der Nation geweckt und einen Enthusiasmus für die Unabhängigkeit des Vaterlandes erzeugt, der nicht so lebhaft in anderen Ländern sich zeigt." Scharnhorst warnte vor jeder Spielerei mit dem Milizgedanken; „eine kleine unbedeutende Miliz würde eine halbe Maßregel sein, und als eine solche mehr schaden als nützen; nur die ganze Macht kann imponieren und zu großen Resultaten führen." Dazu empfahl Scharnhorst die Entfernung der „anerkannt unfähigen Befehlshaber", wenigstens beim Ausmarsch in den Krieg; er zeigte, daß er von den Jakobinern gelernt hatte, indem er riet, bei jeder unglücklichen Affäre einige Befehlshaber zu kassieren und die Verantwortlichkeit in einem Grade zu erhöhen, daß keiner der gewöhnlichen Menschen eine Befehlshaberstelle zu haben wünschte.

Es ist danach wohl kaum nötig, hervorzuheben, daß Scharnhorst kein märkischer oder pommerscher Junker war. Zum Fuchteln und Spießrutenlaufen stellten die ostelbischen Strohköpfe das nötige Material, aber für den Dienst des Generalstabes bedurften sie des Auslandes und mußten dann selbst in den sauren Apfel beißen und „Roturiers" als hohe Offiziere aufnehmen. Die bekanntesten Generalstäbler vor Jena waren der Württemberger Massen-

Digitized by Google

bach und der Hannoveraner Scharnhorst. Massenbach war auf der Karlsschule in Stuttgart erzogen worden, wo er nicht viel Kriegskunst und Kriegswissenschaft lernen konnte; begabt mit glücklichen Schwadroniertalenten, blieb er doch immer ein lustiger Phantast, der gleichermaßen für König Friedrich und Bonaparte schwärmte. Von ganz anderem Schlage war Scharnhorst: verschlossen, wortkarg, aber von tiefen Anlagen, die er gründlich ausgebildet hatte. Scharnhorst war ein Bauernsohn und hatte seine Bildung in der Kriegsschule auf dem Wilhelmstein genossen; sein Lehrer war Graf Lippe, ein Waffengefährte des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der im siebenjährigen Kriege im westlichen Deutschland die französischen Einfälle abgewehrt hatte. Hier waren die friderizianischen Traditionen schon etwas gedämpft; Generalstabschef des Herzogs Ferdinand war bekanntlich sein bürgerlicher Geheimsekretär Westphalen.

Immer blieb Scharnhorst in seinen Anfängen von den Ueberlieferungen des siebenjährigen Krieges beherrscht, trat energisch für die stehenden Heere ein, verteidigte die friderizianische Kriegführung scharf gegen die herabsetzende, aber vielfach sehr berechtigte Kritik, die sie durch Berenhorst und andere erfuhr. Dann aber lernte er in den französischen Revolutionskriegen, in denen er sich als praktischer und tapferer Soldat bewährte, die neue Kriegsweise der Franzosen kennen, und sein bäuerlicher Ursprung half ihm zum allmählichen Verständnis einer Strategie und Taktik, die von Bauern erfunden worden war. So wurde er der erste deutsche Militärschriftsteller. Junkerliche Anmaßungen verleideten ihm den hannöverschen Kriegsdienst, und er trat 1801 als Oberstleutnant ins preußische Heer ein, wo ihm freilich auch der junkerliche Hochmut die Wirksamkeit verschränkte, die ihm gebührt hätte. Nach vier Jahren preußischen Dienstes schrieb er an seinen Sohn, indem er dessen Mut und Patriotismus anerkannte, die bitteren Worte: „Lerne diese Tugenden früh besiegen; sie haben mir von jeher mehr Kummer als irgendein Laster gemacht." Aber er besaß den großen Sinn, der sich immer nur auf die Sache richtet, und eine zähe Kraft des Widerstandes, die sich durch nichts ermatten ließ.

Alle Bemühungen um eine Heeresreform scheiterten nun aber in der Zeit vor Jena, bis auf eine geringfügige Erhöhung der Brotportion, die im Jahre 1799 durchgesetzt wurde. Die alten friderizianischen Kommißstiefel waren für nichts zu haben. Der siebzigjährige Herzog von Braunschweig lobte zwar in seiner höfisch-geschmeidigen Art diesen oder jenen Reformvorschlag, aber endete immer mit dem Ergebnis, daß sie sich für eine königlich preußische Armee nicht eigneten. Kürzer faßte sich der achtzigjährige Feldmarschall Möllendorf, indem er mit näselndem Kommandotone schnarrte: „Das ist vor mir zu hoch". Oder der fünfzigjährige General Rüchel, der in seiner Art auch an Reformen bastelte, fand schließlich doch, daß die preußische Armee, „trotz alledem was arriviret ist," immer noch unverbesserlich die erste Armee der Welt sei, und schwor auf der Potsdamer Wachtparade, daß es in ihr mehrere solcher Generale gebe, wie den Herrn Bonaparte.

Allein gerade diesem Gamaschenknopfe, der treffend eine „konzentrierte Sänre des Preußentums" genannt worden ist, war es gegeben, den eigent-

Digitized by Google

lichen Grund zu entdecken, weshalb jeder Versuch einer Heeresreform vor Jena nicht nur scheiterte, sondern auch scheitern mußte. Rüchel pflegte zu sagen: „Die preußische Militärverfassung und Staatswirtschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag." Das war vollständig richtig. Eine Reorganisation des Heeres auf nationaler Basis war schon deshalb unmöglich, weil die Bevölkerung zu zwei Fünfteln aus Polen bestand, denen man keine Waffen geben konnte, ohne die Gefahr, daß diese Waffen sofort gegen den Staat selbst gekehrt würden. Es war der Fluch der polnischen Raubzüge, daß sie dem altpreußischen Staate die letzte Möglichkeit einer fortschreitenden Entwicklung nahmen.

Aber freilich nur die letzte Möglichkeit, denn auch sonst wäre jede einzelne Reform unmöglich gewesen, weil jede mit der Gesamtreform unlöslich zusammenhing, und die Gesamtreform wieder unlöslich mit der völligen Umwälzung des altpreußischen Kastenstaats. Seine ganze Einschachtelung in Geburtsstände hätte erst aufgelöst werden müssen, ehe ein nationales Heer entstehen konnte. Verlor das Offizierkorps seine adelige Ausschließlichkeit, so fielen auch die Privilegien der Rittergüter. Sollten bürgerliche Elemente in die Mannschaft aufgenommen werden, so mußten die Fuchtel und die Spießruten abgeschafft werden, aber wenn der Offizier seine Rekruten nicht mehr peinigen konnte, wie durfte dann der Junker noch seine Bauern prügeln? Die Abschaffung der Erbuntertänigkeit war die erste Voraussetzung jeder Heeresreform, und deshalb war jede Heeresreform undenkbar und unmöglich.

Eben hier zeigte sich wieder, daß im altpreußischen Staate nicht die Krone herrschte, sondern das Junkertum. Die Könige hatten seit Friedrich Wilhelm I., und wesentlich auch aus militärischen Gründen, an der Erbuntertänigkeit gerüttelt, sie nach und nach auf ihren Domänen aufgehoben, die Bauern von den Fronden befreit, an deren Stelle eine Geldabgabe trat, und sie mit echtem Eigentum ausgestattet. Aber die Junker dachten gar nicht daran, ihre Bauern freizugeben; sie hielten zähe an allen ihren Privilegien fest, von ihrem Standpunkt aus auch mit allem Fug, denn sie fühlten instinktiv, daß ein derber Stoß das ganze innerlich vermorschte Gebäude ihrer Herrlichkeit rettungslos über den Haufen werfen würde.

Es darf endlich nicht übersehen werden, daß die Reformer selbst sich vor derben Stößen gar sehr hüteten. Sie lebten und webten schließlich doch auch in dem altpreußischen Staat und konnten sich seiner entnervenden Atmosphäre nicht entziehen. Hardenberg hat den Baseler Frieden unterhandelt und an allen Sünden der Neutralitätspolitik reichlichen Anteil gehabt; erst im Frühjahr 1806, als der nahende Tod schon hörbar an die Tür pochte, fand er sich halbwegs zurecht. Zur selben Zeit unternahm auch erst Stein seinen grimmigen Vorstoß gegen die elende Kabinettsregierung, womit er dann auch auf halbem Wege stehen blieb, indem er seine Kritik der Haugwitz, Köckeritz und Lombard auf Abraten der Königin dem Könige nicht überreichte, und nicht früher entwarf Scharnhorst die Denkschrift, worin er die Einrichtung einer großen Milizarmee forderte.

Digitized by Google

Darin heißt es sogar, die Offiziere der preußischen Armee besäßen ein höheres Ehrgefühl, als die französischen, und seien diesen auch an Bravour überlegen. So ins Blaue hinein tastete selbst noch ein Scharnhorst ein halbes Jahr vor Jena.

Austerlitz.

Die Entschädigungslande, die der Reichsdeputationshauptschluß dem altpreußischen Staat in den Schoß warf, waren der letzte scheinbare Erfolg der Neutralitätspolitik seit dem Baseler Frieden; ihre bitteren Früchte begannen nunmehr zu reifen, als französische Truppen im Sommer 1803 das Kurfürstentum Hannover besetzten.

Es geschah als Folge des englisch-französischen Krieges, der wieder ausgebrochen war, nachdem sich der Friede von Amiens als ein unsicherer Waffenstillstand herausgestellt hatte. Eine Schuld daran gab es im Sinne der moralisierenden Geschichtsschreibung weder hüben noch drüben; der Krieg zwischen Frankreich und England war eine historische Notwendigkeit, ein Ringen der ökonomisch entwickeltsten Nationen um den Weltmarkt, so wie ihn der prophetische Blick des deutschen Dichters sah:

Zwo gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Aber es war der Kampf des Löwen mit dem Haifisch. Die gewaltigen Gegner konnten sich nicht in pressender Umarmung packen, Frankreich nicht Englands Seemacht, England nicht Frankreichs Landmacht niederringen. Die einzige verwundbare Stelle Englands auf dem Kontinente blieb Hannover, das durch Personalunion mit ihm verbunden war. Die Absicht, diese Einfallspforte der englischen Waren auf den Kontinent zu sperren, führte zur Besetzung Hannovers durch französische Truppen. Aber damit war die Neutralität des nördlichen Deutschlands, die im Baseler Frieden verbürgt worden war, aufs schwerste bedroht. Hannover grenzte an die Stammlande des preußischen Staates, umklammerte Bremen und Hamburg, beherrschte die untere Elbe und Weser, reichte bis fast an die Tore Lübecks und die Gestade der Ostsee. Französische Truppen standen jetzt zwei Märsche von Magdeburg, fünf Märsche von Berlin, sieben Märsche von Stettin.

Jedoch in Berlin fehlte der Mut, ernsthaften Einspruch gegen die Zertrümmerung der vielgerühmten Demarkationslinie zu erheben. Der

Digitized by Google

Kabinettsrat Lombard ging mit einem leise protestierenden Schreiben des Königs nach Brüssel, wo sich Bonaparte gerade befand, ließ sich von diesem aber in der lächerlichsten Weise über den Löffel barbieren. Der Bericht, den Lombard nach seiner Rückkehr über die Erfolge seiner Mission an den König erstattete, gehört zu den ergötzlichsten Aktenstücken borussischer Schwachköpfigkeit. „Was ich nicht wiedergeben kann," heißt es darin, „das ist der Ton von Güte und edler Offenheit, womit der erste Konsul seine Achtung für Ihre Rechte bekannte, um Ew. Majestät das Vertrauen einzuflößen, dessen er so würdig ist." Lombard rühmte „die so edle Einfachheit und so gewinnende Vertraulichkeit" Bonapartes: „Er scheint mir fest entschlossen, die Rechte der Neutralen zu respektieren. Zugleich hat er eine ausgesprochene Achtung vor Ew. Majestät militärischer Macht und, wenn ich mich nicht völlig in meinen Beobachtungen täusche, wird er niemals wagen, um einer ungerechten Sache willen das Gewicht Ihrer Waffen auf sich zu lenken." Bonaparte hatte damals gute Gründe, die Leimruten auszustecken, auf die der preußische Gimpel so blind flatterte; er wollte, nach dem Worte eines französischen Historikers, aus Preußen den Schlagbaum machen, der die Küsten des Festlandes den englischen Waren überhaupt sperren sollte. Er war selbst bereit, Hannover zu räumen, wenn Preußen sich mit ihm gegen England verbünden wollte, aber da hierzu wieder ein Entschluß nötig war, den die preußische Schwäche nicht zu fassen wagte, so blieb es bei der Aussaugung Hannovers durch französische Truppen, bei der Sperre der Elbe und Weser, beim Ruin des preußischen Handels.

Derweil rüstete Bonaparte im Lager von Boulogne ein großes Heer, um nach England überzusetzen und den Todfeind im eigenen Lande ins Herz zu treffen. Seine Macht stieg ununterbrochen; im Jahre 1804 ließ er sich zum Kaiser Napoleon ausrufen und vom Papst krönen; so auch setzte er sich die eiserne Krone der Lombardenkönige auf, machte sich zum Könige, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönige von Italien, verleibte Genua und Parma dem französischen Reich ein. Sein Wille gebot in Holland und der Schweiz; die süddeutschen Fürsten sahen zu ihm als ihren Protektor auf; indem er Hannover besetzte, brach er eine breite Bresche in das nördliche Deutschland.

So spann denn Pitt an einer dritten Koalition, um den übermächtigen Feind niederzuwerfen. Es gelang ihm, neben einigen kleinen Staaten Oesterreich und Rußland zu gewinnen. In Wien konnte man den Frieden von Luneville so wenig verwinden, wie ehedem den Frieden von Campo Formio, und noch viel weniger das, was auf den Frieden von Luneville gefolgt war: den Verlust der habsburgischen Machtstellung in Deutschland und in Italien. Man empfand schon instinktiv, daß der alte deutsche Kaisertitel jeden Inhalt und Wert verloren habe; nachdem das französische Kaisertum geschaffen worden war, wurde das österreichische Erbkaisertum ausgerufen. Nun wollte man noch einmal das Glück der Waffen versuchen, ehe man die Ansprüche und Erinnerungen der Jahrhunderte begrub.

Aus anderen Gründen entschloß sich der Zar Alexander, der dritten Koalition beizutreten. Bei dem Versuche, mit dem französischen Herrscher die Herrschaft über die Welt zu teilen, war er ganz leer ausgegangen,

Digitized by Google

während die andere Seite überreichlich einheimste. So schlechte Geschäfte hat die russische Raubgier aber nie geliebt; Alexander wollte es jetzt einmal mit dem Gegenpol seiner doppelten Methode versuchen, wollte sich als Befreier Europas von der gallischen Tyrannei aufspielen. Selbstverständlich verheimlichte er seine Eroberungsgelüste in echt zarischer Weise; was er mit besonderer Vorliebe heraushängte, war herzbrechender Kummer über den Tod des Herzogs von Enghien, eines Prinzen aus dem altfranzösischen Königshause, den der Erste Konsul im Badischen hatte aufheben und im Fort von Vincennes erschießen lassen, als Revanche für die royalistischen Attentate, womit sein eignes Leben bedroht wurde. Wer war auch berufener, die Fahne der beleidigten Legitimität zu hissen, als das Haus Romanow, dessen Erbfolge umschichtig durch frechen Ehebruch und heimtückischen Mord reguliert wurde, als der Chef dieses Hauses, eben der Zar Alexander, der die Mörder seines eignen Vaters sorgsam hätschelte und liebkoste, ja ihnen trotz ihrer militärischen Unfähigkeit den Befehl in dem Kampfe für die heiligsten Güter der Menschheit anvertraute!

Im April 1805 war die dritte Koalition fertig. Sie war so reaktionär, wie die beiden ersten. Als ihr Ziel verkündete sie: Frankreich auf seine alten Grenzen zurückzuführen, durch die Verteilung der Eroberungen eine starke Grenze gegen Frankreich aufzurichten und sich über ein allgemeines System des öffentlichen Rechts in Europa zu vereinbaren, will sagen, über die Wiederherstellung der feudalen Gesellschaft. Aber so viel hatte die neue Koalition doch von ihren Vorgängerinnen gelernt, daß man den Bären erst erlegen müsse, ehe man sein Fell verteilen könne, und die drei Großmächte trauten es sich nicht zu, selbst mit gemeinsamer Kraft, den Erben der Revolution zu überwältigen. Sie wollten, mit Güte oder Gewalt, auch den preußischen Staat im Bunde haben.

So wurde der Berliner Hof von beiden Seiten umworben, und die damaligen Offiziösen verkündeten mit der Großmäuligkeit, die sie ungeschwächt auf ihre heutigen Nachfahren vererbt haben: „Noch nie erhob sich die preußische Politik auf den erhabenen Standpunkt, auf dem sie sich jetzt befindet; Berlin ist in dem gegenwärtigen Augenblicke gleichsam der Brennpunkt der Diplomatie.“ Trüber sah Stein die Sachlage an, indem er prophezeite: „Wir werden keinen Vorteil ziehen aus der Perfidie unserer Grundsätze, denn die Charakterlosigkeit unseres Benehmens macht uns zum Gegenstand allgemeiner Verachtung und allgemeinen Abscheus.“ In der Tat war es die allgemeine Verachtung, in der sich nun die Geschicke des altpreußischen Staates erfüllten.

Zunächst gab der Zar Alexander dieser Verachtung einen unverhüllten Ausdruck. Pitt spekulierte auf die preußische Habgier; er wollte Preußens Eintritt in die Koalition durch das Versprechen des linken Rheinufers und im Notfalle Belgiens erkaufen. Das war jedoch dem Zaren zu viel für den preußischen Vasallen; er bot nur eine bedeutende, aber unbestimmte Vergrößerung im Westen und suchte die Anziehungskraft dieses imaginären Zuckerbrotes durch sehr reelles Knallen mit der Peitsche zu ergänzen. Das klang in Berlin um so unliebl icher, als Napoleon nochmals den Besitz

Digitized by Google

Hannovers anbot gegen ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Frankreich und Preußen. Hardenberg war dafür, aber Haugwitz dagegen, und nach längerem Hin und Her faßte der König den einzigen Entschluß, dessen er überhaupt fähig war, nämlich keinen Entschluß zu fassen und sich auf dem alten Lotterbett der strikteſten Neutralität zu wälzen.

Inzwischen hatte Oesterreich am 8. September den Krieg begonnen, indem es den Inn überschritt und in Bayern einfiel. Dabei zeigte sich sofort wieder die Verlotterung und Zerfahrenheit dieser feudalen Koalitionen; man hatte von Stettin bis Neapel alles mobil machen und am Rhein erscheinen wollen, ehe Napoleon nur ahnte, welche Gefahr ihm drohe; tatsächlich stand Napoleon mit überlegenen Streitkräften schon in Schwaben, ehe auch nur ein russischer Soldat am Inn erschienen war. Erst am 19. September traf in Berlin ein Kurier aus Wilna ein, mit einem Briefe des Zaren, worin der König zu einer Zusammenkunft aufgefordert und zugleich kurzerhand angekündigt wurde, nunmehr würden 100 000 Mann russischer Truppen durch Südpreußen und Schlesien marschieren, um sich mit dem österreichischen Heere zu vereinigen. Da man sich eben gegen Frankreich zur strikteſten Neutralität verpflichtet hatte, so hielten Hardenberg und Haugwitz mit den namhafteſten Generalen eine große Beratung, worin man sich einigte, die Neutralität und Selbständigkeit Preußens mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Doch müsse man vor allem Zeit gewinnen, um zu rüsten. Deshalb solle die Zusammenkunft des Königs mit dem Zaren nicht abgelehnt, sollten friedliche Verhandlungen nicht abgeschnitten werden; man wolle vorerst in Wien und Petersburg damit drohen, daß man sich in Frankreichs Arme werfen würde, wenn der Zar sich in gewaltsamen Schritten gefalle.

Demgemäß wurde die Mobilmachung des Heeres angeordnet, aber während sie noch im Gange war, kam die Nachricht, daß Napoleon einen seiner Heerhaufen ohne jede Anfrage in Berlin durch das ansbachsche Gebiet habe marschieren lassen, um ihn schneller an den Feind zu bringen. Nun warf sich die Stimmung in Berlin völlig herum, zumal da im Lager der Koalition nicht schlecht gehöhnt wurde, wenn Preußen jeden Störer seiner Neutralität mit den Waffen züchtigen wolle, so möge man sich nun an den Rechten wenden. Am 14. Oktober kam denn auch eine preußische Protestnote zustande, worin gesagt war, daß der König aus den Vorgängen in Ansbach „wichtigere Schlüsse über die Absichten des Kaisers hätte folgern können“, aber sich darauf beschränke, sich „als frei von allen früheren Verpflichtungen anzusehen“. Damit war noch nicht viel, ja um so weniger gesagt, als die preußische Regierung ruhig die 66 000 Gulden annahm, die Napoleon für den in Ansbach angerichteten Schaden anbot.

Allein die Mächte der Koalition beeilten sich, das Eisen zu schmieden, solange es noch heiß war; am 25. Oktober kam der Zar, ein paar Tage später der Erzherzog Anton nach Berlin. Der Zar bot alle seine schauspielerischen Kräfte auf, und es gelang ihm, die geschmeichelte Königin für den Krieg zu enthusiasmieren. Am 3. November wurde der Potsdamer Vertrag geschlossen, worin Preußen die bewaffnete Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten übernahm, auf Grundlage eines Friedens, der nament-

Digitized by Google

lich die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches, Hollands und der Schweiz sichern und die italienische von der französischen Krone trennen sollte. Nahm Napoleon diese Vermittlung nicht innerhalb vier Wochen an — diese Zeit verlangte der Herzog von Braunschweig, um das Heer schlagfertig zu machen —, so trat Preußen mit 180 000 Mann der Koalition bei, wofür es sich eine Gebietserweiterung ausbedang; der Zar versprach in einem geheimen Artikel des Vertrages, dahin zu wirken, daß England in die Abtretung oder den Tausch Hannovers willige. Bekräftigt wurde das Bündnis durch eine komödiantenhafte Szene, die der Zar zur mitternächtigen Stunde am Sarge des alten Fritz mit dem König und der Königin aufführte.

Es kam jetzt alles darauf an, daß Preußen schnell handelte und das österreichisch-russische Heer die militärische Entscheidung hinzögerte, bis die preußischen Truppen in den Krieg eingreifen konnten. Napoleon hatte im Bunde mit den süddeutschen Fürsten den Krieg mit schweren Schlägen begonnen, durch die Kapitulation von Ulm eine ganze österreichische Armee gefangen genommen, dann Wien erobert. Er stand nun in Mähren einer russisch-österreichischen Heeresmacht gegenüber, die ihm nicht unbedeutend überlegen war. Seine Lage war auch sonst nicht günstig; nicht nur daß Nelson am Tage von Ulm die französische Flotte bei Trafalgar vernichtet hatte, sondern von Italien und Tirol her war ein österreichisches Heer im Anmarsch auf Wien; griffen nun noch die Preußen in den Kampf ein, so geriet Napoleon in eine bedenkliche Klemme.

Aber die beiden Voraussetzungen fehlten, auf denen der Erfolg der Koalition beruhte. Obgleich im Vertrage vom 3. November bestimmt war, daß der preußische Unterhändler unverzüglich seine Reise ins französische Hauptquartier antreten sollte, verließ Haugwitz erst am 14. November die preußische Hauptstadt, nicht allein mit dem Potsdamer Vertrage in der Tasche, sondern auch mit einer geheimen Instruktion des Königs, unter allen Umständen den Frieden zwischen Frankreich und Preußen zu sichern. Haugwitz reiste so langsam, daß er erst am 28. November in Brünn vor Napoleon erschien. In der vierstündigen Unterredung, die sie hatten, sagte er keine Silbe von seinem Auftrage und ließ sich dann nach Wien schicken, um mit Talleyrand zu verhandeln, der ihn mit leeren Höflichkeiten hinhielt. Vier Tage nach seiner Audienz bei Napoleon aber überstürzte der Zar in einem Anfalle törichter Selbstverblendung den Angriff auf das französische Heer, und die österreichisch-russischen Truppen wurden in der Schlacht bei Austerlitz betäubend aufs Haupt geschlagen. Ebenso übereilt schloß zwei Tage später der österreichische Kaiser einen Waffenstillstand, dessen erste Bedingung der Abzug der Russen war. Die dritte Koalition war gesprengt, um so sicherer gesprengt, als inzwischen auch zwischen Oesterreichern und Russen bitterer Hader entstanden war.

Haugwitz empfing die Botschaft von der Austerlitzer Schlacht mit dem Rufe: „Gottlob, nun sind wir gerettet." Er antichambrierte mit dem großen Bande der Ehrenlegion bei den französischen Würdenträgern, erhielt aber erst wieder am 7. Dezember eine Audienz beim Kaiser. Er schwieg auch jetzt von seinem Auftrage und gratulierte nur zum Siege bei Austerlitz. „Das

Digitized by Google

ist ein Kompliment," antwortete Napoleon trocken, „dessen Adresse das Schicksal geändert hat." Noch aber lagen die Dinge so, daß er eine gewisse Schonung für nötig hielt; nur in seinen Bulletins sprach er schon ziemlich geringschätzig von der preußischen Macht, und im Gespräche äußerte er: „Hätte ich die Schlacht bei Austerlitz verloren, so wäre mir der Präfekt von Berlin durchgegangen; er wäre dann austro-russisch geworden."

Sobald er die Oesterreicher so weit kirre hatte, daß er ihnen nur noch die letzte Hoffnung auf preußische Hilfe zu nehmen brauchte, entbot er den Berliner Gesandten wieder zu sich und betäubte ihn mit einem furchtbaren Donnerwetter. Dann diktierte er ihm einen Vertrag in die Feder, worin sich Preußen zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich verpflichtete. Beide Mächte verbürgten sich ihre beiderseitigen Gebiete und versprachen, die Ratifikation des Vertrages innerhalb dreier Wochen zu vollziehen. Preußen trat die Markgrafschaft Ansbach an Bayern, das rechtsrheinische Cleve und die Festung Wesel an Frankreich ab; dafür sollte es mit Hannover entschädigt werden und mit einem Gebiete von 20 000 Einwohnern, das ihm Bayern abzutreten habe. Am 15. Dezember, demselben Tage, wo die preußischen Heere gegen Napoleon ins Feld rücken sollten, wurde dieser Schönbrunner Vertrag vollzogen.

Mit dem kostbaren Dokumente in der Tasche, reiste Haugwitz nach Berlin zurück. Man empfing ihn hier nicht als Hoch- und Landesverräter, sondern als einen Mann, der das volle Vertrauen seines Königs verdiene, dessen Werkzeug er ja freilich auch nur gewesen war. Im übrigen wußte man wieder nicht nein noch ja zu sagen, sondern sandte Haugwitz nach Paris, um einige Aenderungen des Vertrages zu erlangen; namentlich von den Abtretungen wollte man lieber nichts hören, oder sie doch auf die lange Bank schieben. Sonst wiegte man sich in holder Sicherheit und rüstete die Armee ab, als sei nur noch eitel Friede und Freundschaft in der Welt.

Den biederen Haugwitz erwartete aber in Paris ein neues Donnerwetter Napoleons, der nachgerade dahinterkam, daß dies Preußen so dumm wie falsch sei. Er bequemte sich allerdings zu einigen Aenderungen des Vertrages, aber nur, wie sie ihm paßten und wie sie für den preußischen König ein neuer Schlag ins Gesicht waren; er strich die Entschädigung, die Bayern für Ansbach zahlen sollte, und setzte die Verpflichtung Preußens hinein, die Elb- und Wesermündungen, sowie alle seine Seehäfen für die englischen Schiffe zu sperren. Der also verschlechterte Vertrag wurde am 15. Februar abgeschlossen und einige Wochen später in Berlin genehmigt.

Es war der würdige Ausgang einer diplomatisch-militärischen Kampagne, die in der Tat mit ihrer unvergleichlichen Mischung von Dummheit und Falschheit einzig dasteht, auch in der Geschichte der Monarchien.

Der Rheinbund.

Mit dem Schönbrunner Vertrage war für Oesterreich jede Aussicht auf preußische Hilfe erloschen; die Friedensverhandlungen nahmen nun einen raschen Fortgang; am 26. Dezember wurde der Friede zu Preßburg geschlossen.

Digitized by Google

Oesterreich verstand sich darin zu einer Reihe von Gebietsabtretungen in Italien und in Deutschland, es waren im ganzen 1140 Quadratmeilen mit beinahe 800000 Einwohnern. Venetien, Istrien, Dalmatien fielen an das Königreich Italien, Tirol an Bayern, und eine Reihe deutscher Gebiete, die bisher österreichischer Besitz gewesen waren, an Bayern, Württemberg und Baden. Ferner erhielten Bayern und Württemberg die Königskrone; beide sowie der Kurfürst von Baden sollten auf diesen neuen Gebieten, wie in ihren alten Landen, der „vollen Souveränität und aller daraus fließenden Rechte“ genießen, ganz so, wie der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen sich deren in ihren Ländern erfreuten.

Es war der Anfang des Rheinbundes, das Ende des Deutschen Reiches. Napoleon ließ seine Heere im südlichen Deutschland stehen, um jeden Widerspruch Oesterreichs oder Preußens im Keime zu ersticken. Dann ging er daran, die Reste der Reichsverfassung zu zertrümmern, die der Reichsdeputationshauptschluß noch übrig gelassen hatte, die Unzahl der kleinen reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen, Herren und Ritter wegzufegen, zu Gunsten einiger Mittelstaaten, die als Gegner Frankreichs niemals gefährlich, als seine Vasallen aber nützlich werden konnten. Sobald diese neuen Mediatisierungspläne ruchbar wurden, begann abermals die schmähliche Bettelfahrt des deutschen Fürstengesindels nach Paris; wieder floß sein Gold in Strömen, um die Taschen der französischen Minister zu füllen; einer dieser Biedermänner ließ sich von einem bedrohten deutschen Fürsten 200000 Flaschen Champagner für einen enormen Preis abkaufen, ein anderer eine halbe Million Francs zahlen. Bestechung, Laune oder Zufall retteten manchen der Kleinen und Kleinsten; über ihre Masse aber wurde ein strenges Gericht gehalten. Was im Süden und Westen Deutschlands noch übrig war an winzigen Reichsständen, mußte daran glauben; im ganzen wurde ein Gebiet von 550 Geviertmeilen mit fast fünfviertel Million Einwohnern mediatisiert und unter die sechzehn Fürsten verteilt, die sich im Juli 1806 vom Reiche lossagten, alle Reichsgesetze für sich als null und nichtig erklärten und den Rheinbund schlossen, als dessen Protektor sie den französischen Kaiser anerkannten. An ihrer Spitze standen Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt.

Alles in allem war es ein Gebiet von 2400 Geviertmeilen und acht Millionen Einwohnern, das auf diese Weise unter die mittelbare Herrschaft Frankreichs geriet. Die Rheinbundsfürsten verpflichteten sich, im ganzen 63000 Mann für die französischen Festlandskriege zu stellen; im Innern ihrer Staaten erhielten sie die völlige Souveränität. Sonst ist von der Rheinbundsverfassung, die im Kabinett Napoleons ausgearbeitet und den sechzehn deutschen Fürsten auferlegt worden war, ohne daß sie erst groß gefragt wurden, nichts praktisch geworden; ihr Bundestag, der in Frankfurt zusammentreten, aus einem königlichen und einem fürstlichen Kollegium bestehen sollte, hat nie getagt.

Gentz, der spätere Soldschreiber Metternichs, der zur Zeit, wo der Rheinbund gestiftet wurde, sich noch auf den deutschen Patrioten hinausspielte, verhöhnte grimmig die „Schimpf- und Spottkonstitution, gebildet aus drei

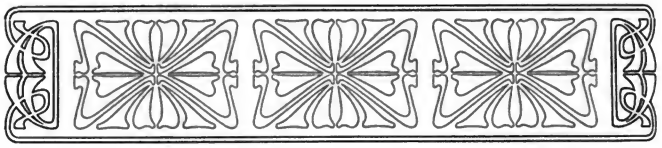
Digitized by Google

köstlichen Bestandteilen, einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, alles verschlingenden Oberdespoten". Auch Stein machte — ein Jahr früher schon — viel von sich reden durch einen geharnischten Offenen Brief an den Herzog von Nassau, der die beiden Gütchen, auf denen Steins Reichsritterschaft beruhte, gewaltsam mediatisiert hatte. Gentz wie Stein suchten „Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit" nicht in der „Konsolidation der reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden kleinen Territorien", sondern in der Vereinigung dieser kleinen Territorien mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhänge, also mit Oesterreich und Preußen.

Was damit aber für „Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit" erreicht worden wäre, wenn Oesterreich und Preußen das übrige Deutschland unter sich geteilt hätten, zeigte genugsam die deutsche Geschichte seit dem siebenjährigen Kriege. So große Schmach an den deutschen Fürsten hängen mag, die den Rheinbund stifteten, so waren sie doch gezwungen, das südwestliche Deutschland halbwegs von dem feudalen Schmutze zu säubern, worin die beiden großen Monarchien erstickten. Niemand wußte besser, als Napoleon, was der historische Rechtstitel seiner Eroberungen war; immer, wo er seine siegreichen Adler aufpflanzte, führte er bürgerliche Reformen ein. „Ich habe die Feudalrechte abgeschafft; jedes Individuum kann jetzt wirtschaften, Mühlen, Brennereien, Fischereien errichten und seiner Tätigkeit freien Lauf lassen, unter der einzigen Bedingung, die Gesetze zu beobachten. Der Egoismus und die glückliche Lage einer kleinen Anzahl von Menschen war Euerem Ackerbau schädlicher als die Hundstagshitze." So Napoleon in seiner Proklamation an die europäischen Völker, die er als Erbe der bürgerlichen Revolution in diesem Sinne wirklich befreit hat.

So war denn das heilige römische Reich deutscher Nation unselig entschlafen. Am 6. August erklärte Kaiser Franz „das reichsoberhauptliche Amt" für erloschen, nach einem vergeblichen Versuch, den leeren Schein der deutschen Kaiserkrone gegen reelle Vorteile in Paris zu verschachern. Der Versuch aber, ein norddeutsches Kaisertum auf feudaler Grundlage zu errichten, führte nun zur völligen Zertrümmerung des altpreußischen Staates.

Digitized by Google



III.

Die Katastrophe.

Wie der Krieg entstand.

Es war sicherlich ein gerüttelt und geschüttelt Maß von Schande, das der preußische Staat im Winter von 1805 bis 1806 auf sich geladen hatte: vom Potsdamer Novembervertage, den er mit der Koalition, bis zum Pariser Februarvertrage, den er mit Napoleon geschlossen hatte. Aber man würde den eigentümlichen Mangel an Scham, der das preußische Junkertum kennzeichnet, beträchtlich unterschätzen, wenn man glauben wollte, daß es deshalb in sich gegangen wäre.

Es wurde vielmehr um so frecher, je mehr die preußische Perfidie sprichwörtlichen Klang gewann. Nur einige wenige, wie Scharnhorst und Stein, ahnten das drohende Verderben und machten ein paar ernsthafte Versuche zur Abwehr, mit denen sie an der unerschütterlichen Borniertheit des Königs scheiterten. Die von diesem beschützte Clique Haugwitz-Lombard trieb ihren ehrlosen Landesverrat ruhig weiter. Sie war dabei nicht einmal so verblendet, daß sie die Gefahr, in der sie schwebte, überhaupt nicht gesehen hätte, aber sie hoffte, ihr durch „allerhand Kniffe und Pfiffe" zu entgehen, nach den eigenen Worten Lombards, der nunmehr ganz offen den Spion des französischen Gesandten spielte, ihm über alle Kabinettsberatungen getreuen Bericht erstattete und dafür von ihm in Paris zu einer öffentlichen Belohnung empfohlen wurde.

Daneben rasselten die junkerlichen Gardeoffiziere mit ihren Säbeln, warfen die Fenster Haugwitzens ein und brachten dem von Napoleon geächteten Hardenberg unter Panken- und Trompetenschall ein brausendes Hoch. Auch die Königin gefiel sich darin, seit dem Besuche des Zaren in Potsdam die Jungfrau von Orleans zu spielen, wozu ihr gerade nur alles fehlte. Ernster war vielleicht der Kriegseifer des Prinzen Louis Ferdinand zu nehmen, dessen Vater angeblich ein Bruder des alten Fritz, tatsächlich ein General Schmettau war. Seine ganze Art bildete einen erfrischenden Gegensatz zu dem schlaffmütigen Wesen des Königs, und obgleich er seine angebliche Genialität einstweilen nur in wirklicher Liederlichkeit bekundete, so spricht doch die Freundschaft, die Scharnhorst und Stein ihm schenkten, einigermaßen dafür, daß er

Digitized by Google

von anderem Stoffe war, als sonst die preußischen Prinzen. Er fluchte den „Kanaillen, die uns verraten haben", den Haugwitz, Lombard und Konsorten, und spottete nicht übel über dies widerspruchsvolle Berlin, das dem Heere zujauchze und den Krieg fürchte, das tanze und tanzen lasse, da man entweder einem hartnäckigen und wechselvollen Kriege entgegengehe, oder einem Frieden, der die Keime eines Krieges in sich trage, welcher „unsere politische Freiheit" vernichte.

Napoleon kannte Berlin nun auch und behandelte es mit ausgesuchter Verachtung. Er fand, daß die Preußen noch dümmer als die Oesterreicher seien. Er häufte eine Demütigung auf die andere über den neuen Verbündeten, beschimpfte in seinem amtlichen Blatte den preußischen Minister Hardenberg als englischen Söldling, worauf Hardenberg von seinem tapferen Könige, trotz seiner völligen Unschuld, sofort entlassen wurde, griff bei den rheinischen Gebietsabtretungen über die Grenzen hinaus, die in dem Februarvertrage gesteckt waren, ließ die Briefe Friedrich Wilhelms unbeantwortet, zeigte ihm nicht einmal die Stiftung des Rheinbundes an. Und es war, sicherlich nur schnöder Hohn, als Talleyrand dem preußischen Gesandten Lucchesini beiläufig sagte, wenn sich Preußen durch die Stiftung des Rheinbundes beschwert fühle, so könne es ja ein norddeutsches Kaisertum gründen.

In Berlin sah man hierin aber ein gnädiges Einlenken des französischen Kaisers und atmete um so froher auf, als man schon auf den gleichen glorreichen Gedanken verfallen war, sobald die ersten Gerüchte über die bevorstehende Stiftung des Rheinbundes laut geworden waren. Man verhandelte mit den beiden norddeutschen Kurfürsten darüber in Dresden und Kassel; sie sollten Könige und mit Mediatisierungen kleinster Reichsstände aufgefüttert werden, der preußische König aber Kaiser und Oberfeldherr des Bundesheeres. Allein man fand in Dresden wie in Kassel geringe Gegenliebe. Von einem preußischen Kaisertum wollte man namentlich in Dresden gar nichts wissen, und als Preußen diesen Anspruch fallen ließ, auch nichts vom preußischen Oberbefehl im Kriege. Vielmehr forderte der Dresdner Hof ein Bundesdirektorium, das zwischen Preußen, Sachsen und Hessen reihum gehen sollte, und statt des Bundesheeres drei Kreisheere unter Leitung der drei Vormächte. Zudem verlangte er die Mediatisierung der sächsischen Herzogtümer zu seinen Gunsten. Etwas williger war der Kasseler Hof, aber auch nur um den Preis viel größerer Mediatisierungen, als Preußen ihm zugestehen mochte. Beide Höfe hatten weit größere Neigung, in den Rheinbund einzutreten, als sich unter preußisches Protektorat zu stellen, und ihre instinktive Annahme, daß sie als dynastische Schluckspechte dabei ungleich besser fahren würden, wurde besonders in Dresden durch die französische Diplomatie gern bestätigt.

In dies närrische Treiben fiel nun, wie eine Bombe, eine Nachricht, die am 7. August von dem Pariser Gesandten Lucchesini in Berlin eintraf. Frankreich befand sich noch im Kriege mit England und Rußland, Preußen wenigstens mit England, das die Besetzung Hannovers erwidert hatte indem es die preußischen Schiffe in britischen Häfen wegnahm, die norddeutschen Häfen blockierte und Kaperbriefe ausgab, um die preußische Handels-

Digitized by Google

flotte zu zerstören. Für Frankreich aber hatte sich nach dem Tode Pitts, der die Schlacht bei Austerlitz nicht lange überlebte, eine Aussicht auf Frieden mit England eröffnet; Lord Yarmouth verhandelte darüber mit Talleyrand in Paris, und auch der Zar hatte den Staatsrat Oubril zu einer Friedensverhandlung in die französische Hauptstadt gesandt. Als nun Lord Yarmouth in der hannöverschen Frage die größte Schwierigkeit des Ausgleichs sah, meinte Talleyrand, die würde gar keine Umstände machen; der König von England könne Hannover jederzeit zurückerhalten. Der englische Gesandte teilte seinem preußischen Kollegen bei einem fröhlichen Gastmahl diese Aeußerung des französischen Ministers in absichtlicher Indiskretion mit, und Lucchesini meldete sie sofort nach Berlin.

Danach erging schon am 9. August der Mobilmachungsbefehl für den größten Teil des preußischen Heeres. Es war eine vollendete Kopflosigkeit, da man nach allem, was man sich hatte bieten lassen, auch diesen Schimpf ruhig einstecken konnte, zumal da es sehr unwahrscheinlich war, daß die Friedensverhandlungen Frankreichs mit England und Rußland zum Ziele führen würden, wie sie sich denn auch sehr bald zerschlugen. Der „korsischen Tücke" ganz zu geschweigen, denn der „ehrliche" Friedrich Wilhelm hatte es auch mit seinem politischen Gewissen für vereinbar gehalten, trotz seines Bündnisses mit Napoleon im tiefsten Geheimnis seine freundschaftlichen Beziehungen zum Zaren fortzusetzen. In der Tat wollte man gar nicht den Krieg, sondern man wollte nur „für alle Fälle" gerüstet sein; man hoffte auch diesmal mit der Politik des „Sich-Durchwindens", wie Beyme zu sagen pflegte, glücklich davonzukommen. Auf Napoleons Wunsch wurde Lucchesini, weil er in die Kriegstrompete gestoßen hatte, aus Paris abberufen und an seine Stelle der General Knobelsdorff gesetzt, der dem Kaiser die friedfertigen Gesinnungen Preußens beteuern mußte. Auch ging Napoleon darauf ein; er sagte, Preußen solle nur augenblicklich entwaffnen, dann stehe der Wiederherstellung der Freundschaft nichts im Wege.

Mit der Mobilmachung hatten sich die Füchse nun aber doch im Eisen gefangen. Sie konnten nicht wieder abrüsten ohne jede Bürgschaft, daß Napoleon dann dem wehrlosen Staate jede noch so schimpfliche Bedingung diktieren würde. Im preußischen Heere begann es lebhaft zu rumoren; mehrere Generale, wie Blücher und Rüchel, verlangten ungestüm den Krieg; die Gardeoffiziere tobten wilder als je; einige von ihnen erbaten Urlaub nach Paris, auf die Frage, zu welchem Zwecke, erwiderten sie: um einen Helden auf dem Throne zu sehen; andere wetzten ihre Säbel auf der Steintreppe, die zum Hotel des französischen Gesandten hinaufführte. Für eine solche Sprache der Garde hat ein preußischer König immer ein helles Ohr.

Am Hofe herrschte sonst eine unglaubliche Konfusion. Der König war wie vernichtet und weinte häufig; er sprach davon, abzudanken. Aber wie er aus Eigensinn und Schwäche gemischt war, so vermerkte er höchst ungnädig, als im September mehrere Generale und Prinzen, dazu auch der Minister Stein, ihn angingen, nun doch endlich die Beyme, Haugwitz und Lombard zu entlassen; so auch vertraute er den militärischen Oberbefehl demselben Herzog von Braunschweig an, der schon vierzehn Jahre früher seine gänzliche Un-

Digitized by Google

fähigkeit bewiesen hatte. Jedoch abrüsten konnte er nicht ohne irgendeinen Erfolg; er entschloß sich, als sein Ultimatum zwei Bedingungen zu stellen: Frankreich solle sich fortan nicht mehr in die Verhältnisse Norddeutschlands mischen und seine Truppen aus Süddeutschland hinter den Rhein zurückziehen. Es war wohl das Geringste, was er fordern konnte, aber ungleich mehr, als sich Napoleon durch eine militärische Drohung abtrotzen ließ.

Der Kaiser gedachte nicht um eines Strohhalms Breite zurückzuweichen, ließ es an friedlichen Worten nicht fehlen, rüstete aber um so gründlicher einen zermalmenden Schlag. Sein siegreiches Heer von 1805 stand schlagfertig fast an den südlichen Grenzen Preußens; Napoleon ließ es sich in Franken konzentrieren und bot die Kontingente des Rheinbundes auf; am 24. September verließ er Paris und begab sich an den Rhein. In seiner Kriegskasse nahm er nur 24000 Francs mit; so sicher fühlte er sich des Sieges.

Inzwischen hatte man sich in Berlin ebenfalls für die Offensive entschieden, wenn auch keineswegs mit festem und klarem Entschluß, der nun einmal an dieser Stätte eine Unmöglichkeit war. Beim Suchen nach Bündnissen stieß man überall auf verschlossene Türen; nach all den Treulosigkeiten der preußischen Politik traute man ihr nirgends über den Weg; wer in Berlin bot eine Bürgschaft dafür, daß im letzten Augenblick nicht doch wieder eingelenkt wurde? Man suchte den Frieden mit England, man klopfte in Petersburg und Wien an; überall stieß man auf ein tiefes und nur allzu begründetes Mißtrauen. So drängte Haugwitz selbst zum Angriffe, und nun fand sich wenigstens der Zar bereit, ein Hilfsheer von 70000 Mann zu versprechen, das freilich erst zu einer Zeit eintreffen konnte, wo die Würfel längst gefallen sein mußten. Sonst hatte Preußen nur Sachsen zum Bundesgenossen weniger gewonnen, als gepreßt; Napoleon erklärte, er führe den Krieg, um Sachsen vor dem Ehrgeize eines ungerechten Nachbarn zu sichern, und seine Manifeste verkündeten „den Völkern Sachsens", er komme, sie zu befreien. Jedermann wußte, daß der Dresdner Hof nur auf den Augenblick warte, wo er ohne Gefahr von Preußen abfallen könne. Kurhessen erklärte sich für neutral und ebenso Braunschweig, dessen Herzog das preußische Heer befehligen sollte.

Immer aber blieb die Offensive gelähmt durch die Hoffnung, dennoch den Frieden zu erhalten. An demselben Tage, wo Napoleon von Paris abreiste, stand das preußische Heer in der Stärke von 130000 Mann in Thüringen, wozu 20000 Sachsen kamen. Der König und sogar die kriegslustige Königin waren in Naumburg eingetroffen; eine große Beratung des preußischen Hauptquartiers beschloß aber, den Einfall in Franken bis auf den 8. Oktober zu verschieben, da man bis zu diesem Tage in dem preußischen Ultimatum vom 1. Oktober die Antwort Napoleons zu erwarten erklärt hatte. Die Haugwitz und Lombard hofften unglaublicherweise immer noch, der französische Kaiser werde einlenken, sich verpflichten, den norddeutschen Bund nicht zu stören, oder gar seine Truppen hinter den Rhein zurückziehen. Napoleon aber, als ihn das Ultimatum, das ihm aus Paris nachgeschickt worden war, am 7. Oktober in Bamberg erreichte, brach in ein schallendes Gelächter aus. Er nannte in seinem ersten Bulletin den Brief des Königs

Digitized by Google

„ein schlechtes Pamphlet, wie sie das englische Ministerium für fünfhundert Pfund jährlich anfertigen lasse", und rief seinen Truppen zu: „Sie wollen, daß wir beim Anblick ihrer Armee Deutschland räumen! Die Unsinnigen!! Nur unter Triumphbogen dürfen wir nach Frankreich zurückkehren."

Darauf erschien am 9. Oktober in Erfurt das preußische, von Lombard verfaßte Kriegsmanifest, ein klägliches, weitläufiges Machwerk, das bis in die Tage der Revolution alle französischen Sünden schmähend und in demselben Atemzuge die preußische Nachgiebigkeit gegen diese Sünden rühmend aufzählt. Englische Blätter meinten, es führe die Sprache einer Verführten, die ihrem Verführer alle Schwachheiten vorwerfe, die sie für ihn gehabt habe. Auch fand sich darin der Satz: „Vor allen Traktaten haben die Nationen ihre Rechte", was in keines Mund eine so elende und nichtswürdige Heuchelei war, wie im Munde des altpreußischen Staates.

Der Aufmarsch.

So war das junkerliche Gesindel mehr in den Krieg hineingetaumelt, als hineingeschritten; es war durch die wuchtende Last seiner Verbrechen auf einen schiefen Abhang gedrängt worden, den es nun unaufhaltsam hinabrollte, bis in die Tiefen unermeßlicher Schmach.

Noch ehe der erste Schuß fiel, entstand ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Die Kriegs- und die Friedenspartei wetteiferten miteinander in unheilbarer Verblendung. Die großmäuligen Drohungen der Blücher und Rüchel standen mit den feigen Kniffen der Haugwitz und Lombard auf derselben Stufe. Es waren die entgegengesetzten Pole desselben grauenhaften Verfalls. Blücher überschlug sich in der Fanfaronade: „Die Franzosen finden ihr Grab noch diesseits des Rheins und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit, wie von Roßbach," und ein anderer dieser Helden klagte gar darüber, daß die glorreiche Armee Gewehre und Säbel mit in den Krieg nähme; Knüppel reichten hin, die Franzosen aus dem Lande zu jagen.

Die einzige Entschuldigung des blöden Gebarens ließe sich etwa darin finden, daß es doch nur zitternder Angst entstammte. Die große Mehrzahl der höheren Offiziere, hilflose Greise, die zudem durch den Krieg den größten Teil ihres Einkommens verloren, war nichts weniger als kriegerisch gestimmt. Und das gleiche galt, in womöglich noch höherem Grade, von den Mannschaften. Die alten Soldaten, die meist verheiratet waren, Weib und Kind daheim ließen, als Beurlaubte oder Freiwächter wenigstens den größten Teil des Jahres ein halbwegs ungebundenes Leben geführt hatten, folgten sehr ungern dem Rufe der Kriegstrompete, die sie zu neuem Hunger und zu neuen Prügeln rief. Um sie zu Heldentaten anzufeuern, verfiel man auf den kostbaren Einfall, sie ins Theater zu führen, um sie an des armen Schillers Wallenstein und Jungfrau von Orleans zu begeistern. Damit aber nicht genug, so stimmten die preußischen Bureaukraten zu dem gleichen Zwecke auch ihre eigenen Harfen; ein Kriegsrat Müchler schilderte den friderizianischen Söldnern mit des Dichters Seherblick, wie sie das französische Volksheer zerschmettern würden: „Da wichen sie, die feilen Mietlingsscharen, Und wie vor fünfzig Jahr, Die Väter kühn der Feinde Sieger

Digitized by Google

waren, Ward es der Enkel Schar." Aber die armen Kriegsknechte, mit dem knurrenden Magen und dem blutenden Rücken, wurden dadurch gar nicht gerührt; sie sangen bei ihren Beiwachtfeuern in Thüringen: „Fürs Vaterland zu sterben, Wünscht mancher sich; Zehntausend Taler erben, das wäre was für mich. Das Vaterland ist undankbar, Und dafür sterben? O du Narr!"

Diese Poesie hatte vor den offiziellen Kriegs- und Siegesliedern wenigstens den Vorzug, die Stimmung der Bevölkerung selbst widerzuspiegeln, die in ihrer Masse dem Kriege mit völliger Gleichgültigkeit gegenüberstand. Wie sollte es denn auch anders sein? Was sollte sie für ein „Vaterland" begeistern, das nirgends existierte, als in dem Zungengedresch verächtlicher Literaten, oder als grotesker Schatten im hohlen Spiegel der Gewissensangst, die nun nachgerade das preußische Junkertum überkam? Es gehört zu den anmutigsten Eigenschaften dieser Klasse, die staatliche Maschinerie zu mißbrauchen, um die Massen der Bevölkerung bis aufs letzte Blut und bis aufs letzte Mark auszusaugen, und wenn sie damit in die Patsche geraten ist, mit dem ganzen sittlichen Pathos der gekränkten Unschuld zu verlangen, daß die ausgemergelten Massen nun noch die müden Glieder auf die Schlachtbank schleppen sollen, fürs „Vaterland", will sagen, für die Wiederherstellung der junkerlichen Herrlichkeit. Wird dieser sonderbare Anspruch nicht erfüllt, so jammern sie darüber, daß die Massen durch „Aufklärung und Humanität" verweichlicht worden seien, was, wenn es wahr wäre, unter einem gewissen Gesichtspunkte allerdings den preußischen Junkern ihr Jena erspart haben würde. Hätten Aufklärung und Humanität damals in Deutschland so festen Fuß gefaßt, wie in Frankreich, so wären die ostelbischen Junker lange vor Jena zum Teufel gejagt worden.

So wie die Dinge lagen, konnte jedoch nicht eine Spur nationaler Begeisterung das „halb fabelhafte, gravitätische Spukwesen aus einer längst vergessenen Zeit" begleiten, das als preußisches Heer im Herbste 1806 ins Feld marschierte. Alle seine Gebresten waren schon bei der Mobilmachung von 1805 hervorgetreten, aber natürlich war nichts geschehen, auch in solchen Dingen nicht, die sich bis zu einem gewissen Grade hätten bessern lassen. Dank der Kompagniewirtschaft war die Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung des Heeres so elend, wie in keiner europäischen Armee sonst. Die Röcke waren aus so grobem und lose gearbeitetem Tuche gearbeitet, daß man hätte Erbsen durchsäen können, dabei von der Brust ab kurz weggeschnitten, wodurch der Unterleib entblößt wurde. Es gab weder Mäntel noch Westen noch Unterbeinkleider; im Sommer nicht einmal tuchene Beinkleider, sondern linnene, in denen die Soldaten die kalten Herbstnächte vor der Schlacht von Jena durchhalten mußten. An Verpflegung erhielt der Mann täglich zwei Pfund schlechtgebackenes Brot und wöchentlich ein Pfund Fleisch. Die Gewehre waren für gefälliges Aussehen bei der Parade, aber nicht für den Kampf eingerichtet; es kam vor, daß bei einem ganzen Regimente die Gewehrläufe zu dünn waren, um das Feuern mit scharfen Patronen auszuhalten.

Im Gegensatze dazu stand der schwerfällige Troß, der für die Offiziere mitgeschleppt wurde. Alles, was ihnen im Frieden annehmlich oder bequem war, führten sie mit sich: der siebzigjährige Oberbefehlshaber seine französische

Digitized by Google

Mätresse, ein anderer General seinen Putenhof, ein Leutnant sein Klavier. Alle Infanterieoffiziere bis zum jüngsten Leutnant abwärts waren beritten; außerdem durfte jeder Offizier, außer bei den Husaren, mindestens ein Packpferd mitnehmen; die Mehrzahl der Kompagniechefs hatte fünf, die Minderzahl drei Pferde, und unter dem Geräte, das diese trugen, fehlte weder das Zelt, noch der Feldtisch, noch der Feldstuhl, noch das Feldbett. Den endlosen Troß, der ihnen schon gesetzlich zugestanden war, vermehrten die junkerlichen Offiziere noch durch Bauernwagen und Equipagen, in denen sie oft Weiber und Kinder mit ins Feld nahmen; nahm doch auch der König seine Luise mit.

Bei der Mobilmachung von 1805 hatte sich in handgreiflichster Weise gezeigt, wie sehr das Heer durch diesen Troß behindert wurde, und einige noch halbwegs zurechnungsfähige Junker hatten geglaubt, dies Uebel bis zu einem gewissen Grade einschränken zu können, ohne gleich die ganze friderizianische Herrlichkeit in die Luft zu sprengen. Aber das war ihnen sehr schlecht bekommen. Das Oberkriegskollegium antwortete ihnen höhnisch, bei der Kavallerie habe sich sogar noch eine Vermehrung der Bequemlichkeiten als notwendig erwiesen, und es sei besser, „etwas beschwerlicher zu marschieren und dagegen den Feind mit mehrerer Sicherheit zu schlagen, als leichter zu marschieren und den kürzeren zu ziehen." Als ein besonders freches Attentat wurde die Forderung abgewiesen, daß die Subalternoffiziere auf ihre Reit- und Packpferde verzichten sollten. „Ein preußischer Edelmann geht nicht zu Fuß," schnarrte Rüchel, und der Gouverneur von Berlin, ein Graf Schulenburg-Kehnert, erklärte mit wahrhaft patriotischer Entrüstung, der zahlreiche Adel, der als Subaltern-Offizier diene und auf eine von ganz Europa anerkannte Weise die größte Stärke und die schönste Zierde der Armee ausmache, dürfe nicht durch eine Maßregel, die ihn dem gemeinen Manne gleichsetze, gedemütigt und gekränkt werden. Die Unmöglichkeit, diesen verjunkerten Staat auch nur im kleinen zu reformieren, konnte nicht schlagender bewiesen werden.

Wie die Ausrüstung und Organisation des Heeres, so stand auch seine Strategie und Taktik noch ganz auf friderizianischem Fuße. Mit abergläubischer Zähigkeit hielt man an der Lineartaktik und der Magazinverpflegung fest, wie sie in den Zeiten der Söldnerheere aufgekommen waren und ihren Bedürfnissen auch entsprochen hatten; außer Scharnhorst gab es vermutlich keinen Offizier im Heere, der auch nur eine Ahnung davon hatte, daß man einer neuen Kriegsweise gegenübertrat, die mit ihrem Tirailleurfeuer und ihrem Requisitionssystem eine unendlich überlegene Kraft zu entfalten vermochte. Dagegen stand in vollster Blüte, was selbst der alte Fritz als die Kriegskunst der „Stiefelettenmajore" verspottet hatte: die Exerzierkunst des Paradeplatzes, auf dem die Bataillone wie Lineale hin und her geschoben wurden. Als Hauptziel der kriegerischen Leistung galt das völlige Gleichmaß der Zöpfe. Es kam vor, daß auf großen Paraden selbst ein Feldmarschall das Normalzopfmaß aus der Tasche zog, um die Zöpfe zu messen; stimmte es einmal nicht ganz bei einem Rekruten, so hieß es: Zwanzig Hiebe dem Bauernlümmel. Noch am Tage des Gefechts bei Saalfeld erging ein Befehl, die Heurollen egaler zu spinnen.

Digitized by Google

Danach läßt sich ungefähr denken, wie es im Generalstabe aussah. Seine besten Arbeiter waren noch die gelehrten Tüftler aus der Fremde, die von den moralischen Elementen der modernen Kriegsführung nichts begriffen, die entscheidenden Momente in den örtlichen und räumlichen Verhältnissen, in Höhenzügen und Wasserläufen, im Kordon- und Postenkriege suchten, aus völlig willkürlichen Voraussetzungen ebenso gelehrte wie sinnlose Folgerungen zogen. Sie lebten ganz in strategischen und taktischen Vorstellungen, die nichts als die Ueberbleibsel einer längst entschwundenen Wirklichkeit waren. Die einzige Ausnahme bildete Scharnhorst, doch da er kein ostelbischer Junker war, so reichte sein Einfluß nicht weit; auch war er noch keineswegs frei von mancher unbewußten Selbsttäuschung; selbst für ihn wie für Stein bedurfte es einer harten Schule, um sie zur völligen Klarheit gelangen zu lassen.

An der Spitze des Heeres standen neben dem Braunschweiger, Möllendorff und Rüchel ein Fürst Hohenlohe, der durch die Stiftung des Rheinbundes mediatisiert worden war, aber als bis dahin souveräner Herr eine Art Nebenbuhler des Oberbefehlshabers spielte, und ein General Kalckreuth, der im siebenjährigen Kriege Adjutant des Prinzen Heinrich gewesen war und dann lange an dessen ränkevollem Hofe gelebt hatte. Militärisch waren beide eben solche Nullen wie die anderen.

Immerhin hatte der Herzog von Braunschweig diesmal, wie schon in den Revolutionskriegen, seine lichten Momente. Kaum begann sich die unförmliche Maschinerie des Heeres in Bewegung zu setzen, als sie auch schon in allen Fugen zu krachen begann und nicht wieder einzurenken war. So klagte der Herzog, wie er mit solchen Leuten, wie Hohenlohe, Möllendorff, Rüchel und Kalckreuth, einen Napoleon schlagen solle. Er nannte Hohenlohe einen eitlen und schwachen Mann, Rüchel einen Fanfaron, Möllendorff einen abgestumpften Greis, Kalckreuth einen listigen Ränkeschmied, die Generale aber, die in zweiter Reihe standen, talentlose Routiniers. Dies war alles sehr treffend, aber die Medaille hatte auch ihre Kehrseite. Drei Tage vor der Schlacht bei Jena erschien eine Deputation von Offizieren bei Kalckreuth und verlangte, man solle dem Herzog den Oberbefehl nehmen, da er weder wüßte, was er täte, noch was er tun wollte, weder wo er ginge, noch wo er stände, und, um die Verwirrung aufs äußerste zu bringen, sich mit seinem Generalstabschef Scharnhorst überworfen habe.

Unter solchen Vorzeichen wurde am 14. Oktober die Doppelschlacht geschlagen, die den altpreußischen Staat vernichtete.

Die Doppelschlacht.

Die lächerliche Hoffnung, daß Napoleon auf das preußische Ultimatum hin die Waffen niederlegen würde, hatte das preußische Heer, das seit Ende September in Thüringen bereit stand, kostbare Tage verlieren lassen. Die einzige Möglichkeit eines Erfolges, durch einen kräftigen und raschen Vorstoß nach Franken die sich erst konzentrierenden Truppen des Feindes zu überfallen, war damit preisgegeben.

Man darf freilich die Sache nicht so auffassen, als ob der Vorstoß wirklich geführt worden wäre, wenn man jene alberne Erwartung nicht ge-

Digitized by Google

hegt hätte. Es hätte sich dann irgendein anderer Vorwand gefunden, nicht zu handeln, wie sich auch nach dem Ausbruche des wirklichen Kampfes immer solche Vorwände fanden. Das geringe Maß von Entschlußfähigkeit, das der Herzog von Braunschweig besaß und das der verständige Rat Scharnhorsts vielleicht ein wenig stärkte, wurde in weit höherem Grade geschwächt durch die Anwesenheit des Königs im Hauptquartier. Der Herzog hatte nun eine bequeme Gelegenheit, alle Verantwortung auf den eigentlichen Kriegsherrn abzuschieben, und da dieser völlig unfähig war, Krieg zu führen, so ergab sich als die unausbleibliche Folge, daß ununterbrochen Kriegsrat gehalten wurde, was selbst schon nach der Ansicht des alten Fritz das geeignetste Mittel war, Feldzüge und Schlachten zu verlieren.

Dazu kamen die fortwährenden Reibungen zwischen dem Hauptquartier Braunschweigs und dem Hauptquartier Hohenlohes, der von dem eitlen und fahrigen Massenbach beherrscht wurde. Es ist unmöglich und heute auch ohne jedes Interesse, diese gegenseitigen Zänkereien darzustellen oder die Kreuz- und Querzüge zu schildern, die sie zur Folge hatten. Um so weniger, als es historisch zu einer völlig falschen Auffassung führt, wenn man die letzten Todessprünge des längst dem Tode geweihten Opfers als die eigentlichen Ursachen seines Todes ansehen wollte. Wären Braunschweig, Hohenlohe und Massenbach jeder mit dem dreifachen Genie des alten Fritz gesegnet gewesen und hätten sie alle drei in holdester Harmonie gehandelt, so wäre es eben das gewesen. Nicht, daß diese armen Schächer an der Spitze des Heeres standen, war die wirkliche Ursache der Niederlage, sondern die wirkliche Ursache der Niederlage bewirkte, daß solche armen Schächer an die Spitze des Heeres gelangen konnten.

War die Offensive aus nichtigen Einbildungen aufgegeben worden, so begriffen diese Gamaschenknöpfe nicht einmal, daß die straffe Konzentrierung aller militärischen Streitkräfte eine unbedingte Notwendigkeit war, wenn sie sich nicht mit sehenden Augen ans Messer liefern wollten. Am 9. August hatte man erst den größeren Teil des Heeres mobilisiert; wahrscheinlich, weil man den Polen nicht traute, ließ man die Truppen in den östlichen Landesteilen in ihren Garnisonen; ihnen ging erst am 30. September der Mobilmachungsbefehl zu. In Thüringen standen den 200000 sieggewohnten Soldaten Napoleons nur — einschließlich der Sachsen — 150000 Mann gegenüber, und diese wurden in der unglaublichsten Weise verzettelt.

Am 9. Oktober, wo nun endlich der Kampf beginnen sollte, waren sie auf einem Raum von 120 Kilometern Ausdehnung zerstreut. Rüchel mit seinem Heerhaufen stand bei Kreuzburg und Eisenach, das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig bei Gotha; seine Vorhut, eine ganze Division, unter dem Befehl des Herzogs von Weimar, dessen von Goethe so bitter verspottete Soldatenspielerei ihn doch nur zu einem Heerverderber des borussischen Kalibers gemacht hatte, irrte im Thüringer Walde herum, angeblich um auf die rückwärtigen Verbindungen des Feindes zu fallen. Weiter nach Osten, auf dem linken Ufer der Saale, kam der Heerhaufen Hohenlohes, der seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand südlich bis Saalfeld vorgeschoben hatte. Auf dem rechten Ufer der Saale, bei Roda, standen sächsische

Digitized by Google

Truppen, die zu Hohenlohe stoßen sollten, und bei Hof eine schwache Division, bei der, wie auch in der Vorhut Hohenlohes, sächsische Truppen stark vertreten waren. Diese Division wurde von dem General Tauentzien befehligt, einem militärisch unfähigen Höfling. Endlich war noch ein preußisches Reservekorps unter einem einfältigen Herzog von Württemberg bei Halle versammelt.

Napoleon kehrte sich natürlich nicht an diplomatische Rücksichten, sondern begann den Krieg, sobald er fertig war. Am 7. Oktober ließ er drei Heersäulen marschieren, um auf dem rechten Saaleufer, auf dem Gelände zwischen Thüringer Wald und Erzgebirge, gegen Leipzig vorzustoßen. Sein Feldzugsplan war ebenso einfach wie klar. Er wußte, wie es im Lager der Gegner aussah: „alle aufgefangenen Briefe zeigen," so schrieb er an einen seiner Generale, „daß der Feind den Kopf verloren hat. Sie beraten Tag und Nacht und wissen nicht, was sie tun sollen." Da sie selbst es nicht wußten, so konnte es auch Napoleon nicht wissen; marschierte er aber auf Leipzig und Berlin, so mußten sie sich ihm irgendwo stellen, und dann war nichts sicherer, als daß er sie über den Haufen rannte.

Seine ersten Schläge trafen am 9. Oktober die Division Tauentzien, am 10. Oktober die Vorhut Hohenlohes. Beide Gefechte zeigten bereits, was bevorstand. Vor den überlegenen Kräften der Franzosen zog sich Tauentzien zwar von Hof auf Schleiz zurück, vertrödelte hier aber die Zeit, wurde eingeholt und verlor 600 Mann. Ein preußisches Husarenregiment und zwei sächsische Schwadronen Chevauxlegers wurden gänzlich zusammengehauen; die Kanonen des sächsischen Infanterieregiments Maximilian feuerten ohne Unterschied auf Freund und Feind. Nun ging die Flucht um so hastiger weiter, bis die Division ganz aufgelöst und erschöpft bei Mittel-Pöllnitz eintraf, wo sie einen noch grimmigeren Feind fand: den Hunger. Die verrostete Verpflegungsmaschinerie versagte völlig, während die Franzosen sich in der reichen Gegend durch ihr Requisitionssystem leicht versorgten.

Viel tiefer war der niederschmetternde Eindruck, den am nächsten Tage das Gefecht bei Saalfeld machte. An der Spitze von 8000 Mann versuchte der Prinz Louis Ferdinand, sich dem Vormarsche von 14000 Franzosen zu widersetzen. Es ist darüber gestritten worden, ob er den aussichtslosen Kampf in törichtem Uebermut oder in hoffnungsloser Verzweiflung aufgenommen habe; genug, er fiel im Handgemenge, und das Gefecht kostete 1800 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen; dazu gerieten 15 preußische und 18 sächsische Geschütze mit ihren Munitionswagen und der ganzen Bagage in die Hände der Franzosen. Die preußisch-sächsischen Truppen hatten sehr schlecht bestanden; die Kavallerie war abermals zusammengehauen, ganze Batterien waren von den Kanonieren im Stiche gelassen worden; ein Artillerieunteroffizier, der zwei Geschütze befehligte, war weder durch Vorstellungen, noch Mißhandlungen zum Feuern auf der Stelle zu bewegen, als die feindliche Kavallerie in der wirksamsten Schußweite sich entfaltete.

Im Hauptquartier griff nun ein panischer Schrecken um sich. Man beschloß die Rückwärtskonzentration des Heeres auf Weimar und Jena; das Hauptheer sollte sich bei Weimar, der Hohenlohesche Heeresteil bei Jena sammeln. Das rechte Saaleufer wurde völlig geräumt bis auf den letzten

Digitized by Google

Mann, so daß man jede Fühlung mit dem Feinde verlor; die Uebergänge über die Saale blieben unbesetzt; im Heere selbst entstand am Nachmittage des 11. Oktober ein entsetzliches Tohuwabohu auf das bloße Gerücht vom Herannahen der Franzosen. Eine amtliche Darstellung enthält darüber kaum glaubliche Einzelheiten. Kanonen und Munitionswagen fuhren sich dermaßen fest, daß alle Auswege wie verbarrikadiert waren. Sächsische Artillerie protzte gegen Jena ab. Die vom Hunger geplagten sächsischen Soldaten warfen ihre Gewehre fort und versteckten sich in den Häusern. Man mußte die Soldaten dazu prügeln, die Kanonen und Wagen wieder auseinander zu bringen. Preußische Soldaten plünderten die sächsische, sächsische Soldaten die preußische Bagage. Außerhalb der Stadt waren alle Furten und Wege mit weggeworfenen Gewehren, Bajonetten, Taschen besät; in den Gräben steckten umgeworfene, von der Mannschaft verlassene Geschütze. „Ein ähnlicher Vorgang dürfte sich kaum in der ganzen Kriegsgeschichte finden," meint der amtliche Historiker.

Wie eine Herde zitternder Schafe zusammengepfercht, stand nun das glorreiche preußisch-sächsische Kriegsheer um Weimar und Jena. Es war noch immer möglich, die Saale zu überschreiten und auf die Flanke des Feindes zu fallen, aber dazu fehlte die Kraft, der Mut, der Wille. Dagegen übersah nunmehr Napoleon klar die Sachlage; er hatte die Preußen noch überschätzt, so gering er sie schätzte, als er annahm, daß sie sich ihm auf dem Vormarsch gegen Leipzig in den Weg stellen würden; so entschloß er sich sofort, ihnen den Weg nach Berlin zu sperren. Er ließ seine Heersäulen eine große Linksschwenkung ausführen und Front gegen die Saale nehmen; am 12. Oktober, an dem das preußisch-sächsische Heer in dumpfer Untätigkeit verharrte, besetzten seine Truppen schon Naumburg und standen damit im Rücken der Feinde.

Nun schickte sich der Herzog von Braunschweig abermals zur Retirade an, natürlich auch erst nach langen Kriegsratsberatungen und einer Zeitvertrödelung, die ihm verhängnisvoll werden sollte. Er befahl den Abmarsch über die Unstrut auf Merseburg, um den Rücken wieder frei zu bekommen, sich mit dem Reservekorps des Herzogs von Württemberg zu vereinigen und dann die Entscheidungsschlacht in dem Flachlande zwischen Saale und Elbe anzunehmen. Daraus wäre natürlich auch nichts geworden, wenn er seine Absicht hätte ausführen können. Aber er konnte sie nicht mehr ausführen.

Er wollte zunächst mit dem Hauptheere abmarschieren; Hohenlohe sollte bei Jena, Rüchel bei Weimar stehen bleiben, um den Abzug zu decken; dann sollten sie folgen, aber jeden Kampf mit dem Feinde vermeiden. Die einzige Möglichkeit des Erfolges bot größte Schnelligkeit; wäre man am 13. Oktober um drei Uhr früh aufgebrochen und um neun Uhr in Auerstädt angelangt, so hätte man den Weg noch offen gefunden. Aber der Herzog hielt es für nötig, nach seiner Gewohnheit, seine Absicht mit aller Welt zu beschwatzen; auch wollte der General Schmettau seinen nächtlichen Schweiß abwarten und sich nicht zu früh der frischen Morgenluft aussetzen. Erst gegen zwölf Uhr mittags brachen die fünf Divisionen des Hauptheeres auf; erst am Abend und zum Teil spät in der Nacht kamen die Truppen nach Auerstädt, wo sie frierend und hungernd lagerten, den Anbruch des Tages abzuwarten.

Digitized by Google

Zu dieser Zeit war der französische Angriff auf die preußisch-sächsischen Truppen Hohenlohes schon in vollem Gange. Napoleon hatte den 13. Oktober zu einem Ruhetage für seine Truppen bestimmt gehabt, die seit einer Woche ununterbrochen marschiert waren; sobald er von dem beabsichtigten Abmarsch Braunschweigs hörte — er scheint durch seine Späher im feindlichen Lager benachrichtigt worden zu sein, denn obgleich er sich in Gera befand, wußte er schon am 13. Oktober um neun Uhr morgens davon —, befahl er die Konzentrierung gewaltiger Streitkräfte auf Jena und eilte selbst dahin. Die sichere Beute sollte seiner eisernen Faust nicht mehr auf Tage entweichen. Er fand seine Truppen schon auf dem jenseitigen Ufer der Saale, deren Uebergänge unverteidigt waren; die Stadt Jena war in ihrem Besitze und auch den Landgrafenberg hatten sie erstiegen, wo die Hochebene offen vor ihnen lag, auf der die Truppen Hohenlohes lagerten. Hohenlohes Hauptquartier war in Kapellendorf, halbwegs zwischen Jena und Weimar. Er hatte an diesem Tage eine Hungerrevolte des sächsischen Heeresteiles zu dämpfen gehabt; da es ihm notdürftig gelang, scheint er sich eingebildet zu haben, sein Heerhaufen, der militärisch und moralisch längst außer Rand und Band gekommen war, sei wieder völlig eingerenkt. Er war so üppig, Freiwillige vor die Front zu fordern für eine Rekognoszierung des Feindes, sah auch die Franzosen auf dem Landgrafenberge, und zwar noch in so geringer Anzahl, daß er sie mit leichter Mühe hätte herunterwerfen können, kehrte aber in voller Seelenruhe nach Kapellendorf zurück und legte sich gemächlich aufs Ohr.

Anders Napoleon, der die gefährdete Lage seiner Truppen mit klarem Blick erkannte und die ganze Nacht daran arbeiten ließ, er selbst mit der Fackel in der Faust voran, immer neue Bataillone und Kanonen die steilen Höhen hinaufzuschaffen. Am frühen Morgen des 14. Oktober hatte er auf dem Landgrafenberge eine Macht beisammen, die ihm um sechs Uhr gestattete, das Signal zum Angriff mit sicherer Aussicht auf Erfolg zu geben. Er warf erst die Vorhut von 8000 Mann zusammen, die jetzt Tauentzien befehligte. Während dieses Kampfes blieb es im preußischen Hauptquartier noch völlig ruhig; Hohenlohe schrieb einen Bericht an den König, und seine Umgebung amüsierte sich mit einem französischen Kammerherrn, der die — in hart überlegenem Stile gehaltene — Antwort Napoleons auf den Brief Friedrich Wilhelms überbringen sollte und von den Husaren aufgefangen worden war.

Erst die flüchtigen Truppen Tauentziens belehrten den Fürsten Hohenlohe, daß Gefahr im Verzuge sei. Um acht Uhr schrieb er an Rüchel nach Weimar, den er so schnell als möglich mit seinem Heeresteil herbeizueilen bat. Er selbst suchte seine Truppen aus ihren weit entlegenen, meilenweit zerstreuten Quartieren zu sammeln; wie in dem ganzen Feldzuge, so war auch in der einzelnen Schlacht die Zersplitterung der Streitkräfte eine ehrwürdige preußische Gewohnheit. Außer den 8000 Mann Tauentziens gingen 5000 Mann unter dem General Holtzendorff auf einem abgesonderten Teile des Schlachtfeldes verloren. Hohenlohe brachte höchstens noch 25000 Mann zusammen, die er nach den Regeln der Lineartaktik avancieren und ihr ungezieltes Massenfeuer abgeben ließ.

Digitized by Google

Es war das viel gerühmte, angeblich unwiderstehliche Mittel der friderizianischen Taktik. Diesmal aber blieb es völlig wirkungslos; es schlug gar nicht an bei einem Gegner, der es im zerstreuten Gefecht zur Meisterschaft gebracht hatte; die preußisch-sächsischen Truppen erlitten die schwersten Verluste, ohne Gleiches mit Gleichem vergelten zu können. „Die Unmöglichkeit, etwas gegen das verheerende Feuer der feindlichen Tirailleure zu tun, brachte die Mannschaft außer Fassung," heißt es in dem amtlichen Berichte des sächsischen Generals Lecoq. Es gelang nicht, die Franzosen aus Vierzehnheiligen zu vertreiben, wo sie sich eingenistet hatten; aus den Gebäuden und Hecken des Dorfes schossen die französischen Schützen in die nahe vor ihnen stehenden preußischen Linien wie in Scheiben.

Die einzige Rettung vor einer völlig vernichtenden Niederlage wäre noch ein frühzeitiger Rückzug gewesen. Aber Hohenlohe war jedes Entschlusses unfähig; in dumpfer Betäubung wartete er auf Rüchel, und Rüchel kam nicht. Weshalb der Bramarbas, der vom frühen Morgen an den Kanonendonner hörte und von mehr als einer Botschaft Hohenlohes erreicht worden war, so lange trödelte, ist niemals aufgeklärt worden. Dagegen erhielt Napoleon Nachschub auf Nachschub; um ein Uhr rollte er durch einen überlegenen Stoß die preußisch-sächsische Linie auf, und ein Strom von Flüchtlingen ergoß sich über das Schlachtfeld. Nur das sächsische Grenadierbataillon Winkel hielt sich tapfer; es nahm den Fürsten Hohenlohe in seine Mitte und machte einen geordneten Rückzug.

In dem Augenblick, wo die Schlacht rettungslos verloren war, um zwei Uhr, erschien Rüchel endlich mit seinen 15000 Mann. Noch ein halbstündiger blutiger Kampf, und auch sie waren vom Schlachtfelde gefegt.

Elender fast noch kämpfte und unterlag an demselben Tage das preußische Hauptheer bei Auerstädt. Bei Jena hatten etwa 53000 preußisch-sächsische Truppen gegen nahezu doppelt soviel Franzosen und ein feudalfürstlicher Strohkopf gegen den genialen Kriegsmeister der bürgerlichen Revolution gefochten; bei Auerstädt unterlagen 50000 Preußen, die der König von Preußen und der Herzog von Braunschweig führten, etwa 27000 Franzosen unter dem Befehle eines gewöhnlichen Marschalls. Schon am Abend des 13. war es unter den preußischen Truppen zu argen Tumulten gekommen; in ihrer bitteren Not, da es an Lebensmitteln, Holz und Stroh fehlte, hatten sie Auerstädt geplündert, wo der König und der Herzog hausten; an eine Rekognoszierung der Umgegend hatte niemand gedacht. Als es dann am 14. Oktober um sechs Uhr früh zum Aufbruch ging, stieß man im dichten Morgennebel auf das Armeekorps des Marschalls Davoust, der auf Befehl Napoleons von Naumburg kam, um die Feinde im Rücken zu fassen.

An der Luft anzugreifen, fehlte es hier den Preußen nicht. Da der Herzog von Weimar mit der Vorhut des Hauptheeres sich noch immer irgendwo im Thüringer Walde herumtrieb, hatte man Blücher vom Rüchelschen Heerhaufen kommen lassen, um eine neue Vorhut zu bilden. Doch brachte er in der herrschenden Unordnung nicht mehr als sechs Schwadronen und eine reitende Batterie zusammen, womit er den Feind hindern sollte, das Dorf Hassenhausen zu besetzen. Er säuberte den Ort auch von feindlichen

Digitized by Google

Reitern, stieß aber jenseits auf eine Infanterielinie, die er im Nebel für eine Hecke gehalten hatte, und wurde von ihr mit einem verheerenden Feuer empfangen, so daß er seine Batterie im Stiche lassen mußte, während seine Schwadronen in wilder Flucht von dannen stoben. Die Franzosen besetzten nun Hassenhausen, und im Ringen um das Dorf entwickelten sich die Dinge ganz ähnlich, wie bei Jena im Ringen um Vierzehnheiligen. Die lange Linie der preußischen Schlachtordnung erwies sich völlig unfähig, gegen die Tirailleurtaktik der Franzosen etwas auszurichten.

Dennoch hätte die erdrückende Uebermacht auf preußischer Seite nicht jede Möglichkeit eines Erfolges ausgeschlossen, wenn nicht der Herzog von Braunschweig gleich beim Beginn der Schlacht den einzigen Mann, der helfen konnte, seinen Generalstabschef Scharnhorst, in einem Anfall ungnädiger Laune auf den linken Flügel verbannt hätte, wo Scharnhorst sein Bestes tat, aber auf den allgemeinen Gang der Schlacht keinen Einfluß üben konnte. Bald darauf wurden dem Herzog beide Augen ausgeschossen und so hörte jede Führung der preußischen Truppen überhaupt auf. Gänzlich unfähig, wie der König war, hatte er doch nicht die Einsicht und die Selbstverleugnung, einen anderen Oberbefehlshaber zu ernennen; auf ihn in erster Reihe fällt die Schmach dieser Niederlage. Jeder General trieb auf eigene Faust, was ihm beliebte, und oft genug waren sie dabei von den verächtlichsten Beweggründen geleitet; ein Generalleutnant der Kavallerie, der einen Befehl übernehmen sollte, erklärte unumwunden, er sei seit Beginn des Feldzuges so gekränkt und zurückgesetzt worden, daß er keinen Beruf in sich spüre, das mindeste aus freien Stücken zu tun. Der General Kalckreuth stand mit der Reserve, 13 Bataillonen und 13 Kanonen, auf einer Anhöhe, 4000 Schritte hinter dem Platze, wo die Entscheidung lag, „und sah der zu seinen Füßen tobenden, von dem verhaßten Braunschweiger geleiteten Schlacht zu, als sei es ein Theaterstück, das ihn nichts angehe“; allen jüngeren Offizieren, die ihn aufforderten, die sich unaufhaltsam verblutenden Regimenter zu unterstützen, wies er kaltblütig seine Instruktion vor, die ihn zu nichts mehr verpflichte. Durch stumpfsinnige Maßregeln anderer Führer wurden andere Truppenteile dem Kampfplatze ferngehalten; zwei Fünftel des preußischen Hauptheeres haben an der Schlacht überhaupt keinen Anteil genommen.

Sobald dann Davoust sich anschickte, die schon erschütterte Schlachtlinie der Preußen zu umklammern, blieb nur der Rückzug übrig. Als einer der letzten verließ Scharnhorst das Schlachtfeld, zu Fuß, wie ein gemeiner Musketier, denn sein Pferd war ihm erschossen worden, aus einer Wunde blutend, deren Schmerzen er nicht empfand: so brannte ihm das Herz vor Scham und rasendem Zorn.

Der Rückzug.

Immer war das Heer von Auerstädt nicht so völlig geschlagen, wie das Heer von Jena; war ihm der Weg, den es zur Elbe einschlagen wollte, durch Davoust verlegt, so blieb ihm noch die Straße über Artern an der oberen Unstrut, die einzige, auf der es hoffen konnte, die Elbe vor den Franzosen zu erreichen. Aber hier griff wieder der Unverstand des Königs

Digitized by Google

hemmend ein; er sehnte sich nach seinen Hohenlohe und Rüchel, bei denen er Trost in Tränen zu finden hoffte, und befahl den Rückzug auf Jena und Weimar.

Nicht lange, und ihn ereilte die Kunde von dem, was bei Jena geschehen war. Bei Weimar leuchteten schon die Wachtfeuer der siegreichen Franzosen, der Weg nach Erfurt war gesperrt. So bog man nach rechts ab, um über Sömmerda, Nordhausen und den Harz nach Magdeburg zu gelangen. Bei Buttelstedt flossen die Ströme der Flüchtlinge von Jena und Auerstädt zusammen, und nun ging verloren, was die Bataillone, die bei Auerstädt gekämpft hatten, noch an innerem Halt besaßen. Es kam die Nacht, von der Gneisenau später sagte: „Lieber hundertmal sterben, als das noch einmal erleben," von der eine amtliche Darstellung erzählt: „Keiner kannte die Gegend und die Wege; Boten waren nicht aufzutreiben; Infanterie, Kavallerie, Bagagewagen, Geschütze drängten sich zu wirren Klumpen in den tief eingeschnittenen Hohlwegen zusammen. Man hörte aus den dichten Kolonnen heraus Flintenschüsse fallen. Die Nacht war so dunkel, daß man sich an den Patronentaschen der Vordermänner festhalten mußte, um nicht abzukommen. Einzelne geschlossen gebliebene Abteilungen, wie das Gardegrenadier-Bataillon, wurden in die flüchtigen Massen hineingerissen." So wälzte sich die breiartige Masse dahin, stockend und stolpernd bei jedem Schritt und doch mit unaufhaltsamer Schnelligkeit; „die Truppen, die bis dahin so geringes im Marschieren geleistet hatten, erreichten noch in der auf die Schlacht folgenden Nacht Sömmerda, vierzig Kilometer nordwestlich Jena," klagt aus schmerzbewegter Seele ein Nachfahr der Hohenlohe und Rüchel.

Teile der Flüchtlinge waren auf Erfurt abgekommen, doch kapitulierte diese Festung schon in der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober, als einige französische Kavallerie vor ihren Wällen erschienen war. Erfurt wimmelte von Generalen, von denen keiner daran dachte, weder die Truppen aus der Stadt zu ziehen, noch sich zu verteidigen; der Feldmarschall Möllendorff brach vor Altersschwäche zusammen und verlor die Besinnung; der Prinz von Oranien, ein naher Verwandter des Königs, diktierte einem Generalstabsoffizier die Bedingungen der Kapitulation in die Feder. 10000 Mann und sehr große Munitionsvorräte fielen in die Hände des Feindes.

Der große Strom der Flucht ging nun auf dem weiten Umwege über den Harz nach Magdeburg. Voran eilte der König; die Königin hatte die Armee schon am Vorabend von Auerstädt verlassen. Ehe sich Friedrich Wilhelm auf den Weg machte, sandte er am 15. morgens noch einen demütig kriecherischen Brief an Napoleon, worin er sich bereit erklärte, „Alles der Vergessenheit anheimzugeben, was uns entzweite, da doch eigentlich unsere Freundschaft über alle Zweifel erhaben sein sollte. Ew. Majestät werden mich bereit finden, Allem zuzustimmen, was auf immer unsere Einigkeit herstellen kann. Ew. Majestät erhabene Seele und Aufrichtigkeit sind mir zum Voraus sichere Bürgschaften dafür, daß Sie nichts verlangen werden, was gegen meine Ehre und die Sicherheit meiner Staaten ist." Man begreift leicht die Verachtung, womit Napoleon dies Gewimmer gelesen hat; der Flügeladjutant, der den Brief überbracht hatte, mußte aus seiner mündlichen Unterredung mit dem

Digitized by Google

Kaiser berichten, daß ihr Resultat „nicht günstig für die Wünsche Ew. Majestät ausgefallen" sei. Das hinderte den König jedoch nicht, am 18. durch Lucchesini einen zweiten Brief ganz desselben Kalibers an den Kaiser zu senden.

Wie von seinen Lombard und Lucchesini, so wollte Friedrich Wilhelm auch von seinen Hohenlohe und Kalckreuth nicht lassen; an Hohenlohe übertrug er das Oberkommando der preußischen Streitkräfte, als er selbst sich aus dem Staube machte. Nur Kalckreuth sollte den selbständigen Befehl über die Truppen behalten, mit denen er bei Auerstädt nicht ins Feuer zu bringen gewesen war! Trotzdem tobte der Neidhart: „Hat der König dem Fürsten das Kommando übergeben, so mag er sehen, was er an ihm hat; ich kümmere mich um nichts mehr." Dabei war er ebenso unfähig wie Hohenlohe; am 15. gab er in Sömmerda den Befehl aus: „Es soll den Truppen Brot gegeben werden, und wenn kein Brot da ist, soll ihnen der Brotgroschen gegeben werden," ein irrsinniges Gestammel, das selbst den preußischen Prinzen August zu der wenigstens logischen Uebersetzung veranlaßte: Gebt den Leuten Geld, was ihr nicht habt, damit sie Brot kaufen können, wo keins zu kaufen ist. Eben dieser Prinz, ein Bruder Louis Ferdinands, und Blücher hinderten denn auch, daß der Feigling Kalckreuth am 16. mit seinen beiden Divisionen bei Weißensee vor 800 Reitern kapitulierte. Danach verschwand er, jedoch um bald wieder aufzutauchen.

Hohenlohe hatte nun den alleinigen Oberbefehl, aber noch ganz zerrüttet von seiner Niederlage, konnte er nichts retten, wenn wirklich noch etwas zu retten gewesen wäre. In Nordhausen kamen die ärgsten Plünderungsszenen vor; die Befehle der Offiziere wurden von der Mannschaft mißachtet oder selbst verhöhnt; die Straßen bedeckten sich mit Nachzüglern; die Desertion nahm von Tag zu Tag zu. Der bittere Hunger trieb nicht nur die Ausländer, sondern auch die Inländer von der Fahne, dazu sicherlich auch die sehr begreifliche Abneigung, sich von diesen Junkern, die nun so gottsjämmerlich geprügelt worden waren, noch weiter gottsjämmerlich prügeln zu lassen. Als es einem Leutnant Hellwig mit fünfzig Husaren gelang, bei Eisenach die Eskorte der 10000 Kriegsgefangenen von Erfurt zu sprengen und diese zu befreien, weigerten sie sich Mann für Mann, wieder Dienst zu tun.

Einige Ordnung wurde nur bei der schweren Artillerie geschaffen, dreißig Zwölfpfündern, den letzten, die das Heer noch besaß. Sie konnte mit ihren abgetriebenen Pferden die steilen Gebirgswege nicht erklimmen; so wies Scharnhorst ihr die Straße, die den Harz im Westen und Südwesten umgeht. Er selbst behielt sich die Führung der Kolonne vor; als die zu ihrem Schutze bestimmten Mannschaften ausblieben, wandte er sich an Blücher, der noch ein Bataillon und ein gemischtes Kavalleriekommando zur Hand hatte. Am 17. Oktober brachen sie auf; es war derselbe Tag, wo das preußische Reservekorps bei Halle geschlagen wurde und unter schweren Verlusten nach Magdeburg flüchtete, womit für den Feind das letzte Hindernis auf der offenen Straße nach Berlin beseitigt war. Unter großen Strapazen gelangten Blücher und Scharnhorst bis Wolfenbüttel, wo sie den Herzog von Weimar trafen, den die Nachricht von der Niederlage bei Jena aus seinen abenteuerlichen Rekognoszierungsfahrten im Thüringer Walde auf-

Digitized by Google

geschreckt hatte. Er hatte sich an Erfurt vorüber in schnellen Märschen über Langensalza und Mühlhausen nach Heiligenstadt gewandt, von wo er dieselbe Straße erreichte, die Blücher und Scharnhorst mit ihrer Artilleriekolonne zogen. Der Herzog hatte immer noch 11000 Mann mit sich. Auf Blüchers Vorschlag gab er die Absicht auf, nach Magdeburg zu ziehen; wollten sie noch die Elbe erreichen, so war die größte Geschwindigkeit notwendig; da auch der Elbübergang bei Tangermünde nicht mehr sicher war, marschierten sie auf Sandau; am 24. Oktober überschritten Blücher und Scharnhorst mit ihrer Artilleriekolonne, ein paar Tage darauf der Herzog von Weimar die Elbe.

Hohenlohe seinerseits erreichte Magdeburg am 20. Oktober, mit den Trümmern des Heeres, die durch Desertion, beschwerliche Wege, mangelhafte Verpflegung und die drängende Verfolgung des Feindes immer noch so zerrüttet waren, wie am Tage nach der Niederlage. In Magdeburg war nichts vorgekehrt, um sie zu erfrischen; es gab weder Brot noch Fourage noch Munition; ein unermeßlicher Wagentroß versperrte die Straßen, in denen sich schon verkleidete französische Offiziere herumtrieben. Dazu standen die Franzosen bei Wittenberg bereits an der Elbe; nicht mehr hinter diesem Strome, sondern nur noch hinter der Oder war auf einige Ruhe und Sicherheit zu rechnen.

So brach Hohenlohe mit den elenden Resten des Heeres am 21. wieder auf, um über Burg, Genthin, Rathenow, Ruppin und Prenzlau nach Stettin zu marschieren.

Prenzlau und Ratkau.

Die drei ersten Märsche von Magdeburg hielten sich ziemlich auf der unmittelbaren Straße nach Stettin. Das war auch absolut notwendig, denn am 23. Oktober waren drei französische Armeekorps schon in Treuenbrietzen, nicht mehr weit von Berlin. Nur wenn Hohenlohe den kürzesten Weg einschlug, starke Märsche nicht scheute und entschlossen jeden Feind angriff, der ihm den Weg versperren wollte, war zu hoffen, daß er seine Truppen noch retten könne.

Allein damit war schon gesagt, daß diese Hoffnung sich niemals verwirklichen würde. Den ersten Fehler machte Hohenlohe, als er am 24., statt von Rathenow nach Friesack zu marschieren, den Umweg über Neustadt an der Dosse machte und dadurch einen vollen Tag verlor. Es geschah auf den Rat Massenbachs, der von irgendeiner seiner geographisch-strategischen Schrullen geplagt wurde. In Neustadt trafen Blücher und Scharnhorst, mit Hohenlohe zusammen. Auf dessen Vorschlag übernahmen sie die Führung der Nachhut, die aus den Trümmern des Reservekorps bestand und durch die Truppen des Herzogs von Weimar verstärkt werden sollte, sobald diese die Elbe überschritten hätten.

Es sollte nicht mehr dazu kommen. Am 25. waren die Franzosen in Berlin eingezogen und an demselben Tage kapitulierte die Festung Spandau. Sofort nahmen sie die Verfolgung Hohenlohes auf; am 26. schwärmten ihre Reiter schon in der Flanke der preußischen Truppen. Diese waren aufs

Digitized by Google

äußerste abgespannt und ermüdet, blieben am Wege liegen, fluchten ihren Offizieren; es half nichts, daß Hohenlohe einmal einen Soldaten vor der Front erschießen ließ; er mußte zu seinem Entsetzen erleben, daß mehrere Soldaten sich selbst das Leben nahmen, weil ihnen der Tod willkommener war, als die Fortdauer ihrer Strapazen. Auch Blücher, dem Hohenlohe bei der Annäherung des Feindes befohlen hatte, sich schnell an die Haupttruppe zu ziehen, antwortete unwirsch, „er fürchte die Nachtmärsche mehr als den Feind". Je näher die Mannschaften ihren heimischen Kantons kamen, desto mehr nahm die Desertion zu.

Dennoch waren die Truppen noch nicht völlig verloren, als Hohenlohe am 28. Oktober mit 10 000 Mann Infanterie und 1800 Reitern bei Prenzlau kapitulierte. Die gänzliche Abspannung seiner Leute, die am Tage vorher 14 Stunden marschiert waren, dann schlecht bekleidet die kalte Nacht auf freiem Felde zugebracht hatten, die kindische Gespensterseherei seines Generalstabschefs Massenbach und endlich auch der Hokuspokus, den die französischen Generale mit dem Fürsten selbst trieben, hatten dem armen Tropfe den letzten Rest von Verstand geraubt, ihm und beiläufig auch all seinen Stabsoffizieren, aus deren Kreise sich nicht eine Stimme des Widerspruchs erhob, als er sie um ihre Meinung fragte, ob die Waffen gestreckt werden sollten.

Die Nachhut unter Blücher und Scharnhorst war eben im Begriff, auf Prenzlau zu marschieren, als sie die Nachricht von Hohenlohes Kapitulation erhielt. Ihre Führer entschlossen sich nunmehr, westwärts auszuweichen und, vereint mit dem Heeresteil des Herzogs von Weimar, nach Hannover und Westfalen vorzustoßen, um einen Teil der feindlichen Streitkräfte aus den preußischen Stammlanden zu ziehen, dadurch den endlich mobil gemachten Truppen aus den östlichen Landesteilen und den heranrückenden Russen den Weg frei zu machen. Inzwischen aber hatte der Herzog von Weimar auf Befehl Napoleons seinen Dienst als preußischer General eingestellt, und die von ihm geführten Truppen befanden sich auf dem Wege nach Rostock, um sich hier einzuschiffen. Blüchers Boten fanden sie anfangs nicht, doch durch Zufall kreuzten sich die Marschlinien beider Haufen am 30. Oktober in Mecklenburg-Strelitz, und der General Winning, der Nachfolger des Herzogs von Weimar, stellte sich unter Blüchers Befehle. Dieser hatte jetzt eine Truppenmacht von 22 000 Mann, die freilich innerlich demoralisiert war; es half nur wenig, daß er die Offiziere an der Ehre zu packen suchte und am 31. einen Parolebefehl erließ, worin jedem, der nicht Lust hätte, den Rückzug mitzumachen, freigestellt wurde, umzukehren.

Aussichtslos war das Unternehmen von vornherein. Drei französische Armeekorps in der Stärke von 50 000 Mann hängten sich an die Fersen der ermatteten Schar. Sie wehrte sich tapfer, aber sie konnte gar nicht daran denken, die Elbe zu überschreiten; gelang es ihr nicht, über See zu entkommen, so war ihre Kapitulation unvermeidlich. Bereits am 4. November war sie von der Uebermacht nahezu eingekreist, und sie hätte rühmlicher geendet, wenn sie ihren zähen Widerstand nicht noch durch die nutz- und sinnlose Opferung der Stadt Lübeck um einen Tag verzögert hätte.

Digitized by Google

Am Abend des 5. November warf sich Blücher in die freie Reichsstadt, die weder mit Frankreich noch mit Preußen im Kriegszustande war. Er schrieb sofort 80 000 Brote aus Roggen und Weizen, 40 000 Pfund Rind- und Schweinefleisch, 30 000 Flaschen Wein und Branntwein, 50 000 Dukaten u. a. m. aus und suchte die verfallenen Befestigungen in der Eile auszubessern. Aber am nächsten Nachmittage waren die Franzosen schon Herren der Stadt. Blücher selbst war mit einem Teile seiner Truppen noch einmal entkommen, jedoch schon am nächsten Tage, in der Frühe des 7. November, mußte er bei Ratkau die Waffen strecken mit den 7500 Mann, die er noch bei sich hatte.

Das unglückliche Lübeck büßte diesen barbarischen Heroismus mit einer mehrtägigen Plünderung, der die französischen Generale nur mit großer Mühe steuern konnten.

Die Kapitulationen der Festungen.

Die Kapitulationen von Prenzlau und Stettin waren die größten, wenn auch nicht die einzigen Waffenstreckungen auf offenem Felde; auch von den Kapitulationen der Festungen können hier nur die wichtigsten registriert werden. Es genügt zu sagen, daß überall — mit wenigen Ausnahmen — die junkerlichen Kommandanten dieselbe feige, verräterische Gesinnung bekundeten.

In Erfurt hatte ein naher Verwandter des Königshauses den Reigen eröffnet, dann folgte Spandau, die Zitadelle Berlins. Wie alles im altpreußischen Staate verfault und verrottet war, so auch die Rüstung der Festungen. Spandau war gar nicht armiert; erst nach dem Verluste der Doppelschlacht hatte man angefangen, einige Geschütze und Ingenieure von Berlin hinzuschicken, aber keine Munition. Am 23. Oktober versprach der Kommandant, ein Major Benekendorf, er wolle dem Feinde nur die Trümmer der Festung überlassen, zwei Tage darauf übergab er sie, ohne daß auch nur ein Schuß gefallen wäre. Ein Kriegsrat, der von ihm einberufen worden war, hatte, mit der einzigen Ausnahme des Ingenieurhauptmanns, für die Uebergabe gestimmt.

Am 30. Oktober fiel Stettin. Es war auch nicht auf einen gewaltsamen Angriff vorbereitet gewesen, aber doch seit dem 4. Oktober so in Verteidigungszustand gesetzt worden, daß es gegen einen Handstreich völlig gesichert erschien und erst nach einer dreiwöchigen regelmäßigen Belagerung genommen werden konnte. Die Besatzung bestand aus 100 Offizieren und 5184 Mann; an Geschütz waren 187 völlig brauchbare und 94 für den Notfall noch zu benutzende Stücke vorhanden; Munition und Lebensmittel gab es im Ueberfluß. Aber der Gouverneur Romberg war ein Mann von 81 Jahren, der sich später darauf berief, daß ihm diese Stellung von dem weisen König als Ruheposten überwiesen worden sei. Als nach der Kapitulation Hohenlohes einige Trupps französischer Kavallerie vor Stettin erschienen und ein französischer Husarenoffizier mit einem Trompeter munter hineinritt, um den Gouverneur zur Kapitulation aufzufordern, erklärte dieser zwar, er werde die ihm anvertraute Festung aufs äußerste verteidigen, aber schon

Digitized by Google

ein paar Stunden darauf war ihm das Herz in die Hosen gefallen und er verlor alle Fassung, als ein zweiter Parlamentär mit dreisten Drohungen erschien. Ein Kriegsrat wurde nicht gehalten, jedoch die beiden Kommandanten und andere Offiziere stimmten zu. Vor 800 Mann feindlicher Kavallerie und 2 Geschützen streckte die ganze Besatzung die Gewehre; „die Husaren Ew. Majestät werden von den Toren der Stadt Besitz nehmen," meldete mit blutigem Hohn ein französischer Marschall an Napoleon.

Am nächsten Tage fiel in gleich schmählicher Weise Küstrin, die andere Oberfestung. Auch sie war völlig mit Geschütz und Munition ausgerüstet, Lebensmittel waren für drei Monate herbeigeschafft; die Besatzung genügte, 2400 Mann, darunter 1600 völlig dienstfähige Mannschaften. Kommandant war der Oberst Ingersleben, der es ebenfalls nicht auf einen einzigen Kanonenschuß ankommen ließ, sondern die Festung sofort übergab, als sich die Vorhut einer französischen Division in ihrer Nähe zeigte; selbst das flehentliche Bitten seiner Frau, die ihn noch anhielt, als er sich zu den Franzosen über die Oder setzen lassen wollte, „er möchte seine Familie nicht unglücklich machen," konnte ihn nicht abhalten, sich kopfüber in die Schande zu stürzen. Im Kriegsrat hatte wenigstens ein tapferer Ingenieurleutnant energisch widersprochen. Auch in der Mannschaft gährte es; die Artilleristen auf den Wällen mußten mit Gewalt von den Geschützen entfernt werden.

Am 8. November kapitulierte Magdeburg, nachdem es am 4. und 5. schwach bombardiert worden war. Der Gouverneur v. Kleist war ein Mann von 73 Jahren, ein echt preußischer Junker, der noch am 1. November bramarbasiert hatte, er werde die Stadt nicht übergeben, ehe ihm das Schnupftuch in der Tasche brenne. Schon am 6. ließ er sich auf Verhandlungen mit dem Feinde ein, obgleich Magdeburg bei irgend ernster Gegenwehr nur durch einen förmlichen Angriff erobert werden konnte. Freilich fehlte es auch in dieser stärksten und wichtigsten Festung des Staates an vielem, so fast ganz an Kavallerie und gänzlich an Mineurs. Es war ferner versäumt worden, Vieh in die Stadt zu schaffen, wozu in der reichen Gegend des rechten Elbufers Gelegenheit und Zeit genug gewesen wäre; immerhin war an Getreide und Mehl kein Mangel.

Die Offiziere der Garnison waren nicht alle so feige, wie der Gouverneur, und auch viele Mannschaften wollten den „alten Hund von General massakrieren". Kleist wagte nicht, einen förmlichen Kriegsrat zu berufen, zu dem alle Stabsoffiziere der Garnison hätten Zutritt haben müssen; er versammelte nur die in der Stadt anwesenden Generale, und auch denen nahm er die Dinge über den Kopf weg, indem er ihre Einwände barsch zurückwies und sie förmlich zur Unterschrift des Protokolls kommandierte, worin die Kapitulation beschlossen wurde. In die Hände der Feinde fielen 22000 Mann von allen Waffen, 20 Generale, 800 Offiziere, 700 Kanonen, eine Million Pfund Pulver, 80000 gefüllte Bomben, Eisen im Ueberfluß, ein Pontontrain, eine Masse Fahnen und Standarten.

In gleich schmachvoller Weise kapitulierten Hameln in Hannover, Schweidnitz in Schlesien und andere Plätze. Es gab nur wenige Ausnahmen von der Regel dieser ehrlosen Feigheit: Kosel in Schlesien, Graudenz in

Digitized by Google

Westpreußen und namentlich Kolberg in Pommern. Hier kommandierte Gneisenau, ein Mann schon nahe den Fünfzigern, der, armer Teufel von Haus aus, seit Jahrzehnten in kleinen Garnisonen versauert war, aber durch geistige Arbeit sich frisch erhalten hatte und deshalb als „Hauptmann von Kapernaum" den läppischen Spott der strohköpfigen Junker erdulden mußte: neben Scharnhorst der einzige Offizier des Heeres, der die moderne Kriegsweise der Franzosen verstand und praktisch anzuwenden wußte.

Später, als die ehrvergessenen und eidbrüchigen Festungskommandanten zur Rechenschaft gezogen wurden, dank namentlich dem energischen Betreiben Scharnhorsts, machten sie allerlei faule Redensarten von den humanen Rücksichten, von denen sie sich hätten leiten lassen. Daraus haben dann die heutigen Junker das Märchen destilliert, das friderizianische Heer sei durch Aufklärung und Humanität verweichlicht worden. Als ob in die hohlen Schädel der Ingersleben und Kleist und Romberg je der Schatten eines Gedankens von Kant oder Lessing oder Schiller gefallen wäre!

Napoleon in Berlin.

Ebenso unschuldig waren Aufklärung und Humanität daran, daß die Massen der preußischen Bevölkerung nur ein äußerst bescheidenes Maß von Mitgefühl für die geprügelten Junker bekundeten, und oft genug selbst das gerade Gegenteil von Mitgefühl. Es ist nicht zu melden, daß die sich blitzschnell durch das Land verbreitende Kunde: die Junker haben gehörige Schmiere gekriegt, das Signal zu einer allgemeinen Landestrauer gegeben hätte.

Nichts komischer, als wenn heute noch ein kommandierender General in die Jeremiade ausbricht: „Statt der Aufwallung eines entrüsteten Nationalgefühls, das zu den Waffen ruft, um die Niederlage des Heeres zu rächen, nehmen wir Gleichgültigkeit, hin und wieder sogar Schadenfreude wahr, vor allen Dingen aber eine das Ehrgefühl beleidigende Unterwerfung unter die Macht der vollendeten Tatsachen ... Die große Zahl der Aufgeklärten, zumal in den Städten, fand sich mit betrübender Gewandtheit in die neue Lage der Dinge." Alles das ist vollkommen richtig, nur daß die Aufklärung damit nicht das mindeste zu tun hatte; was hier in die Halme schoß, war allein die Saat der Junker. Die Flut der Pamphlete, die sich jetzt über eine Klasse ergoß, die sich in der Stunde der Gefahr so erbärmlich und feige gezeigt hatte, wie sie in den Tagen einer wohlfeilen Sicherheit hochnäsig und unverschämt gewesen war, mag von sehr zweifelhaftem Werte gewesen sein, aber wie hatten sich die Junker zu beklagen, wenn im Sumpfe, den sie durch eine schamlos eigennützige Interessenpolitik geschaffen hatten, nur Sumpfgewächse gediehen?

Im übrigen waren sie die ersten, die der städtischen Bevölkerung das Vorbild hündischer Kriecherei vor dem Sieger gaben. Als die erste Kunde von der verlorenen Schlacht am 17. Oktober in Berlin eintraf, ließ der Gouverneur, Graf Schulenburg-Kehnert, der sowohl General wie Minister war, das berühmt gewordene Plakat an die Mauern schlagen: „Der König hat eine Bataille verloren. Die erste Bürgerpflicht ist Ruhe. Ich fordere hierzu alle Einwohner Berlins auf. Der König und seine Brüder leben."

Digitized by Google

Die „Ruhe als erste Bürgerpflicht" ist ein geflügeltes Spottwort geworden, aber die Patrioten, die es gern im Munde führen, spotten keines geringeren, als des Königs Friedrich. Denn eben dieses Wort war das A und O seiner gesamten Kriegs- und Staatsweisheit, und Graf Schulenburg ist nur der würdige Jünger des Herrn und Meisters gewesen, als er dies Plakat veröffentlichte.

Dann aber riß der Feigling mit der ganzen Garnison aus und überließ die kostbaren Waffenvorräte des Zeughauses dem Feinde. Sein Nachfolger und Schwiegersohn, ein Graf Hatzfeldt, gebärdete sich schon so, als ob er französischer Gouverneur der Hauptstadt wäre. Ein längeres Proklama, das er am 19. Oktober erließ, ist fast noch charakteristischer, als der Anschlag seines Vorgängers. Er warnte vor den „schrecklichsten Folgen, die der mindeste Widerstand oder irgendein unruhiges Benehmen der Einwohner über die Hauptstadt verbreiten würde"; der Ueberwinder ehre nur ruhige männliche Hingebung im Unglück. „Ich verbiete durchaus alles Zusammenlaufen, alles Schreien auf den Straßen, alle öffentliche Teilnahme an den so verschiedentlich einlaufenden Kriegsgerüchten; denn ruhige Fassung ist dermalen unser Los; unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unseren Mauern vorgeht; dieses ist nur unser einziges höhere Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen." So am 19. Oktober, als man in Berlin noch nicht mehr wußte, als daß eine Schlacht verloren war.

Als dann Napoleon am 27. Oktober in Berlin eingezogen war, unter großem militärischem Gepränge, leisteten ihm sieben Minister und die ganze Beamtenschaft den Eid der Treue. Das zivile Gerüst des altpreußischen Staates brach noch jämmerlicher zusammen als sein militärisches. Als ein Mann benahm sich unter all den Jammerseelen von adeligen Beamten allein der Minister v. Stein, der Berlin am 20. Oktober verließ, aber erst, nachdem er alle Kassen seines Ressorts durch energische und umsichtige Anordnungen gerettet hatte. Wo sollte da die städtische Bevölkerung, gehudelt und unterdrückt, wie sie seit Jahrzehnten war, die Kraft zum Widerstande finden? Daß sich die feilen Literaten, die zwei Monate früher wie besessen den Sieg der preußischen Waffen vorher verkündet hatten, nun vor den wirklichen Siegern in den Staub warfen, verstand sich am Rande; von den Männern mit wirklichem literarischem Namen, deren es freilich nicht viele in Berlin gab, hat es nur einer getan. Der Historiker Johannes Müller, der „deutsche Tacitus", wie man ihn damals nannte, hatte zu den lautesten Kriegsrufern gehört; er sah in Napoleon einen „kleinen Menschen", der nur durch die „Niedergeworfenheit anderer groß" geworden sei; nun pries er „als das höchste Glück, daß der Sieg dem Imperator und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften, mehr als andere, Empfänglichkeit und Schätzung hat". Mit diesem einem Ueberläufer braucht sich das damalige Bürgertum noch gerade nicht zu schämen gegenüber dem Junkertum, das Dutzende und Dutzende von solchen Ueberläufern aus den höchsten Stellen des Heeres und der Bureaukratie gestellt hat.

Man darf auch nicht übersehen, daß in den bürgerlichen Kreisen die Empfindung verbreitet sein mußte, mit den französischen Bajonetten käme der

Digitized by Google

historische Fortschritt ins Land. Es ist wieder sehr abgeschmackt, wenn heute ein kommandierender General schreibt: „Man tat jetzt militärischen Dienst für den Fremden, während wenige Jahre vorher jeder Versuch, die Kantonfreiheit der Hauptstadt aufzuheben, als ein schmähliches Attentat auf die Privilegien der Bürgerschaft bezeichnet worden war.“ Ein solches Attentat war wirklich die Zumutung, daß sich die gewerbtätige Bevölkerung nun auch noch unter die Fuchtel junkerlicher Rüpel begeben solle. Auch tat die Berliner Bürgerschaft nicht „militärischen Dienst für den Fremden“, sondern die Sache hing so zusammen, daß Napoleon nach seinem Einzuge in Berlin sofort städtische Behörden einrichtete und die städtische Polizei einer bewaffneten Bürgergarde von 2000 Mann überwies. Das mag nur ein „Schattenspiel“ gewesen sein, wie ein bürgerlicher Historiker meint, aber die einheimischen Despoten hatten sich ja nicht einmal zu diesem „Schattenspiel“ aufzuschwingen gewagt.

Auf seiner Flucht war der König Friedrich Wilhelm scheu an seiner allezeit getreuen Hauptstadt vorübergestrichen; aus Küstrin richtete er am 25. Oktober einen kriecherischen Brief an Napoleon, worin er wimmerte: „Sie sind zu gerecht, mein Herr Bruder, um mich des unüberlegten Bruchs des Bandes anzuklagen, das meine persönliche Neigung für Sie mir doppelt teuer macht. Sie sind zu groß, als daß das Ergebnis eines einzigen Tages Sie veranlassen könnte, mich geringer zu schätzen. Indem ich den Marquis von Lucchesini in Ew. Majestät Hauptquartier sandte, um dort über den Waffenstillstand und den Frieden zu verhandeln, glaube ich den aufrichtigen Wunsch bekundet zu haben, daß die Beziehungen, wie sie einzig zwischen uns bestehen sollten, wieder aufgenommen werden möchten. Darf ich Ihnen, Sire, ein Geständnis machen? Es schmerzt mich tief, noch ohne Nachrichten über den Empfang zu sein, der den Eröffnungen dieses Ministers bereitet worden ist. Wenn er ein solcher gewesen ist, wie ihn mein Vertrauen zu den Entschließungen Ew. Majestät erwarten läßt, warum bin ich nicht davon unterrichtet worden? Die Rücksendung der russischen Armeen würde die sofortige Folge sein.“ Wenn der König selbst in so speichelleckerischer Weise an den fremden Eroberer schrieb, so sollten die heutigen Junker mit der damaligen städtischen Bevölkerung nicht gar so hart wegen mangelnden Heldenmuts ins Gericht gehen.

Inzwischen hatten Napoleons Diplomaten mit Lucchesini und Zastrow verhandelt und am 30. Oktober wurde in Charlottenburg ein Abkommen getroffen, wonach Napoleon alles Land links der Elbe (mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark), hundert Millionen Francs Kontribution und den Verzicht Preußens auf jede föderative Stellung in Deutschland verlangte. Diese Friedensbedingungen waren nicht übermäßig hart, doch fügte ihnen Napoleon mündlich noch hinzu, daß, falls die Russen, die wieder einmal im Kriege mit der Türkei lagen, in die Moldau und Wallachei vorrückten, der König seine Truppen mit den französischen Truppen vereinigen solle, um das osmanische Reich zu verteidigen. Diese Steigerung der französischen Forderungen hatte der edle Hohenzoller wahrscheinlich seinem intellektuell und moralisch gleich unqualifizierbaren Angebote zu danken, seine russischen Bundesgenossen, die Ende Oktober an die preußische Grenze gelangt waren, wieder

Digitized by Google

heimzuschicken, falls Napoleon seinen herzbrechenden Klagen ein geneigtes Ohr liehe.

Der König war inzwischen auf seiner Retirade nach Graudenz gelangt, wo er am 6. November seine Brüder, sechs Generale, darunter Kalckreuth, Schulenburg, Köckeritz, sowie vier Minister, darunter Haugwitz und Stein, zusammenberief, um die französischen Friedensbedingungen zu beraten. Haugwitz, der den Vortrag hatte, erklärte sich sogar für den Eintritt in den Rheinbund, doch wollte die Konferenz davon nichts wissen. Auch die mündliche Bedingung Napoleons lehnte sie ab; in keinem Falle dürfe Preußen sich zum Kampfe gegen Rußland verpflichten lassen, auch dann nicht, wenn Rußland das osmanische Reich angreife oder seine Truppen durch die preußischen Provinzen gegen Frankreich marschieren lasse. Aber sonst genehmigte sie den Charlottenburger Vertrag so, wie ihn Lucchesini und Zastrow abgeschlossen hatten.

Am 7. November ging dann ein neuer Jammerbrief des Königs an Napoleon ab. Nachdem er die Grundlagen des Friedens angenommen habe, wünsche er die freundschaftlichen Beziehungen mit Sr. Kaiserlichen Majestät, die eine kurze Spanne des Krieges unterbrochen habe, wieder aufzunehmen. „Es ist süß für mich, mein Herr Bruder, von diesem Augenblick an meinen aufrichtigen Wunsch, sie zu nähren, durch einen Beweis des Vertrauens zu bekunden, und ich glaube ihn Ew. Kaiserlichen Majestät dadurch zu geben, daß ich nicht einmal die Zeichnung des Friedensvertrages abwarte, um den Marsch der russischen Truppen aufzuhalten. Ich bin von dem wärmsten Wunsche beseelt, daß Ew. Majestät in meinen Palästen in einer Weise empfangen und behandelt werde, die Ihnen angenehm sein muß, und ich habe deshalb eifrigst alle die Maßnahmen getroffen, welche die Umstände gestatteten. Möchten sie das Gelingen verbürgen!" Jedoch ehe dieser Bettelbrief in Berlin eintraf, hatten sich die Umstände wesentlich geändert.

Durch die Kapitulationen waren die Gebiete diesseits der Oder jetzt völlig frei von preußischen Feldtruppen, und auch die Oderlinie war nach dem Fall Stettins und Küstrins nicht mehr zu halten. Dazu flammte in Südpreußen und Neuostpreußen ein polnischer Aufstand auf; auch in seinem östlichen Teile brach der altpreußische Staat durch seine Verbrechen in sich zusammen. Die noch vorhandene preußische Feldarmee von 25 000 Mann, die aus den erst am 30. September mobilisierten ost-, süd- und neuostpreußischen Truppen bestand, sank durch die massenhaften Desertionen der polnischen Mannschaften auf etwa die Hälfte ihres Bestandes herab; dazu kam, daß die Russen nunmehr ein sehr dringendes Interesse daran hatten, daß die polnische Insurrektion nicht auf ihre Anteile an dem polnischen Raube übergriffe, und somit gar nicht daran dachten, sich so leichterhand heimwärts schicken zu lassen, wie der König von Preußen in seinen Briefen an Napoleon versprochen hatte.

Für den französischen Kaiser spannte sich danach die Auseinandersetzung mit Preußen in seine größeren Kämpfe mit Rußland und namentlich England. Am 10. November verkündete er in einem Bulletin, die französische Armee werde Berlin nicht verlassen, ehe die Pforte gegen russische Angriffe

Digitized by Google

sicher gestellt, die Kolonien Spaniens, Hollands und Frankreichs von England zurückgegeben und der allgemeine Friede hergestellt sei. So auch hatte Talleyrand den preußischen Unterhändlern zu eröffnen, erstens, daß diejenigen Länder, die durch das Gesetz des Krieges in die Gewalt des Kaisers gekommen seien, als Kompensation dienen müßten für die Kolonien, die Frankreich, Holland und Spanien an England verloren hätten, und zweitens, daß der Kaiser sich zu keiner Zurückgabe der von ihm eroberten Länder verstehen werde, bevor nicht der Pforte der volle Genuß ihrer Rechte über die Moldau und Wallachei wieder eingeräumt worden sei.

Daraufhin ließ Napoleon den preußischen Unterhändlern einen neuen, nicht mehr Friedens-, sondern nur noch Waffenstillstandsvertrag diktieren, der bis zum 21. November in Graudenz vom Könige unterzeichnet sein müßte. Nach diesem Vertrage sollten die preußischen Truppen sich auf Königsberg zurückziehen, der größte Teil Schlesiens und Südpreußens sollte den Franzosen überlassen, ferner sollten ihnen acht preußische Festungen, die noch nicht kapituliert hatten, darunter Danzig, Kolberg, Graudenz, Glogau und Breslau, eingeräumt werden, und endlich sollte der preußische König den Rückmarsch der russischen Truppen in ihre Heimat bewirken. Darüber, was er im Frieden von Preußen verlangen würde, schwieg Napoleon sich ganz aus; was sich schon aus seiner Absicht ergab, Preußen als Pfand für die von England eroberten Kolonien zu behalten. Gleichwohl unterzeichneten Lucchesini und Zastrow auch diesen Waffenstillstandsvertrag am 16. November, und Napoleon sandte seinen Unterhändler, den General Duroc, mit dem Dokument an den preußischen König.

Am 21. November erließ dann Napoleon aus Berlin das bekannte Dekret, das allen Handel und brieflichen Verkehr mit Großbritannien verbot, alle Waren, die aus britischen Manufakturen und Kolonien kamen, der Konfiskation unterwarf und jeden Engländer als Kriegsgefangenen zu ergreifen befahl. Dann verlegte er sein Hauptquartier nach Posen, um seine Anstalten für den Winterfeldzug zu treffen.

Der sächsische Verrat.

In Posen vollendete er zunächst das Gericht über die kleinen norddeutschen Fürsten, das er gleich nach Jena begonnen hatte. Er hatte den Kurfürsten von Hessen-Kassel verjagt, wegen dessen zweideutigen Benehmens in den Tagen vor Jena, auch das Haus Braunschweig des Thrones für verlustig erklärt, zur Strafe für den preußischen Oberbefehl des Herzogs, der inzwischen eines elenden Todes verblichen war. Der Herzog von Weimar war noch gerade mit einem blauen Auge davongekommen, aus Achtung vor seiner Frau, wie Napoleon dem tapferen Helden eröffnen ließ; die Herzogin Luise, die ihr legitimer Gatte über seinen Mätressen schnöde vernachlässigte, hatte dem Eroberer bei seinem Aufenthalte in Weimar durch ihr entschlossenes Verhalten imponiert. Nun wallfahrtete das kleine Fürstenvolk aus dem nördlichen Deutschland nach Posen, um Gnade vor den Augen des Siegers zu finden, und zum drittenmal begann das ekelhafte Schauspiel des Länderschachers; wieder verschwendete dies fürstliche Gezücht das Gold, das es

Digitized by Google

aus dem Mark und Schweiß seiner Untertanen gemünzt hatte, um sein Hütlein oder sein Krönlein zu retten.

Im allgemeinen glückte es ihm diesmal besser, wie bei den beiden früheren Malen. Inmitten der weltumwälzenden Pläne, die Napoleon erwog, behandelte er das ganze Geschäft mit großer Geringschätzung; er begnügte sich damit, daß all diese winzigen Despötlein dem Rheinbunde beitraten und sich im Kriegsfalle zur Stellung eines bestimmten Kontingents bequemten. So verpflichteten sich die sächsischen Herzogtümer Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg zusammen 2800 Mann zu stellen. Weimar mußte jedoch noch eine Kriegssteuer von 2200000 Francs zahlen, womit das arme Ländchen — außer harten Requisitionen, die es schon betroffen hatten — die alberne Soldatenspielerei seines Angestammten allzu teuer büßen mußte. Später hat Napoleon wohl ärgerlich gesagt, bei diesem Geschäfte sei er zum erstenmal betrogen worden; hätte er gewußt, wo die Lippe, Reuß und Waldeck eigentlich säßen, so würden sie ohne alle Redensarten expediert worden sein. Seiner damaligen Nachlässigkeit verdankt heute noch die Landkarte des nördlichen Deutschlands ihr buntscheckiges Aussehen.

Weitaus am besten von all diesen Despoten fuhr der Kurfürst von Sachsen. Im geheimen hatte er längst nach dem fetten Bissen des Rheinbundes gegiert, und die herrschenden Klassen Sachsens waren dabei ganz seiner Meinung; schon am Tage vor der Schlacht vor Jena hatte die „wohldenkende Bürgerschaft" von Leipzig sich entschlossen, sich nicht nur unter allen Umständen ruhig zu verhalten, sondern auch den Feind, wenn er kommen sollte, durch „eine bescheidene und gutmütige Aufnahme" zu ehren. Freilich konnten sich die Pfeffersäcke wohl sorgen, da das erste Ziel der französischen Heersäulen, als sie aus Franken aufbrachen, eben Leipzig war, und all ihre im voraus zu Protokoll gegebene Untertänigkeit rettete sie auch nicht davor, daß Leipzig vier Tage nach der Schlacht von französischen Truppen besetzt und als „Hauptniederlage der englischen Waren und darum als gefährliche Feindin Frankreichs" schwer gezüchtigt wurde. Alle englischen Waren, die sich in Leipzig fanden, wurden für das französische Heer konfisziert.

Jedoch die alte Eifersucht der Albertiner gegen die Hohenzollern blieb dem Sieger unvergessen. Am Morgen nach der Schlacht bei Jena ließ Napoleon die gefangenen sächsischen Offiziere zu sich entbieten und verkündete ihnen, er habe nur die Waffen ergriffen, um die Unabhängigkeit ihres Landes zu sichern und es vor der Verschlingung durch Preußen zu bewahren. Sachsen solle dem Rheinbunde unter Frankreichs Schutz beitreten; dieser Schutz sei nichts Neues, denn ohne ihn wäre Sachsen seit zwei Jahrhunderten eine Beute Oesterreichs oder Preußens geworden. Gegen das Ehrenwort, nicht wider Sachsen zu kämpfen, entließ Napoleon die sechstausend gefangenen Sachsen in die Heimat; was an sächsischen Truppen noch bei dem geschlagenen preußischen Heere war, trollte sich dann auf eigene Faust nach Hause.

So viele Güte des Siegers rührte natürlich das Herz des sächsischen Kurfürsten. Er war sofort bereit zum Verrat an seinem bisherigen Bundesgenossen, doch ergab sich noch eine kleine Zögerung dadurch, daß Napoleon aus aufgefangenen Briefen den Verdacht schöpfte, daß der Kurfürst Friedrich

Digitized by Google

August ein doppeltes Spiel spiele. Nie hat sich ein armer Sünder von der Anklage des Vatermordes ängstlicher zu reinigen gesucht, als der Kurfürst von diesem schwarzen Verdachte. Er eilte selbst nach Berlin, doch kostete es viel Schweiß und namentlich viel Geld — nach dem Zeugnis des sächsischen Ministers Senff soll Talleyrand allein eine runde Million erhalten haben —, bis sich Napoleons Miene wieder aufheiterte. Wer war seliger, als Friedrich August! „Zweimal," schrieb er voll taumelnden Entzückens, „zweimal stand es in der Hand dieses mächtigen Mannes, mich zu verderben, und er tat es nicht. Dessen werde ich immerdar eingedenk sein." In Posen wurde am 11. Dezember der Vertrag geschlossen, durch den der Kurfürst die Königskrone erhielt, dem Rheinbunde mit einem Kontingent von 20000 Mann beitrat, schon im gegenwärtigen Kriege eine Hilfstruppe von 6000 Mann gegen Preußen stellte und als Belohnung ein Stück preußischen Landes erhielt, den Kottbuser Kreis.

„In Kursachsen aber," schreibt der geborene Sachse Treitschke, „feierte die deutsche Untertänigkeit ihre Saturnalien. Wie fühlte man sich so glücklich, dem stolzen preußischen Nachbarn endlich wieder im Range gleichzustehen! Auf Neujahr 1807 veranstaltete die Stadt Leipzig ein prächtiges Freudenfest zu Ehren der neuen Rautenkrone. Die Sonne Napoleons, das prahlerische Sinnbild, das er von seinem Vorfahren Ludwig XIV. entlehnt hatte, leuchtete weithin durch die geschmückten Gassen. Auf dem Markte prangte der Altar des Vaterlandes; die Studenten rückten in feierlichem Zuge heran und verbrannten dort ihre Fackeln unter dem Jubelgesange: Gerettet ist das Vaterland! Auch die Kadaver in der akademischen Anatomie schlossen sich dem kursächsischen Nationalvergnügen an; eine erleuchtete Inschrift über der Eingangstür verkündete: Selbst die Toten rufen: Lebe!"

Friedrich August aber blieb dem Schwure treu, nie zu vergessen, was er dem „mächtigen Mann" verdanke. So hat sich keiner der Legitimen sonst im Schmutze tiefster Knechtseligkeit vor dem „korsischen Usurpator" gewälzt, wie Friedrich August. Dabei muß ihm jedoch als mildernder Umstand angerechnet werden, daß es mit seiner eigenen Legitimität nur so so stand, wie er selbst am besten wußte. Denn den Boten seiner Mutter, der dem Regensburger Reichstage melden sollte, daß sie ihren Erstgeborenen im ehebrecherischen Bette empfangen habe, hielt er wider Gesetz und Recht bis zu dessen Tode auf dem Königstein gefangen.

Jenseits der Weichsel.

Inzwischen hatte sich der preußische König über die Annahme der Waffenstillstandsbedingungen zu entscheiden, die ihm der Gesandte Napoleons überbrachte. Er berief wieder eine Konferenz seiner Generale und Minister, ungefähr dieselben, wie früher schon nach Graudenz, diesmal nach Osterode; denn inzwischen war er schon über die Weichsel geflohen.

Die Konferenz tagte am 20. und 21. November. Lucchesini und Zastrow hatten die heimliche Botschaft gesandt, es sei von der größten Wichtigkeit für die Erhaltung Preußens, daß Napoleon überhaupt nur erst einen Vertrag mit diesem Staate unterschreibe und ihn dadurch als solchen

Digitized by Google

anerkenne; geschehe das nicht, so werde er die Vernichtung Preußens beschließen. Stein wies die abgeschmackte Finte mit einer verächtlichen Handbewegung zurück, legte dann die Beweggründe Napoleons richtig dar und fügte hinzu: Preußen habe gar kein Mittel, den Rückzug der Russen durchzusetzen. Ziehe der Zar seine Truppen nicht zurück, so dauere der Krieg eben fort, und die ganze Wirkung des Waffenstillstandes würde sein, daß Preußen seine letzten Festungen darangegeben und seine letzten Truppen aus dem Felde der Entscheidung gebracht habe. Allein so klar diese Ausführungen waren, so stimmten von den elf Teilnehmern der Konferenz sieben für die Genehmigung des Waffenstillstandes, darunter fast alle anwesenden Generale, der edle Kalckreuth an der Spitze; in der Minderheit stimmten mit Stein nur der Minister Voß, der Kabinettsrat Beyme und der Generaladjutant Köckeritz.

Jedoch der König entschied im Sinne der Minderheit und sandte den Boten Napoleons zurück, ohne den Vertrag unterzeichnet zu haben. Deshalb feiern preußische Historiker diesen 21. November als den großen Wendepunkt, wo die Männer sich von den Buben getrennt und mit dem Heldenkönig an der Spitze alle herrlichen Tugenden des altpreußischen Staates wiedergeboren hätten. In diesem Falle ist der patriotische Widersinn geradezu handgreiflich, denn die drei Mitglieder der Konferenz, die mit Stein stimmten, waren mindestens in demselben Maße „Buben", wie die Mehrheit, und sonst heftige Gegner Steins: Voß ein märkischer Urjunker, die anderen beiden, neben Haugwitz und Lombard, die eigentlichen Träger der Kabinettspolitik, die nach Jena geführt hatte. Aber sie waren auch Höflinge und stimmten mit Stein, nicht weil sie durch seine Gründe überzeugt worden wären, sondern weil sie wußten, daß der König inzwischen umgestimmt worden war; ihnen gegenüber machte Haugwitz fast noch den Eindruck eines Mannes, da er sich von den Geschäften des auswärtigen Ministeriums zurückzog, als der König den von ihm befürworteten Beschluß der Mehrheit vom 21. November verworfen hatte.

Was den König umstimmte, war die Ankunft der russischen Truppen an der Weichsel und ein Brief des Zaren voll der inbrünstigsten Freundschafts- und Liebesbeteuerungen, den ihm am 14. November ein Graf Woronzow noch nach Graudenz überbracht hatte. Unter dem russischen Joche fühlte er sich allemal wohler, als unter dem französischen. Allein deshalb zog er seine Natur nicht aus. Als Duroc unverrichteter Sache nach Posen ins französische Hauptquartier zurückgekehrt war, entließ nunmehr Napoleon die preußischen Unterhändler und sagte dem General Zastrow in der Abschiedsaudienz, das ganze Gewicht der Begebenheiten werde fortan auf Preußen fallen; wenn die Franzosen über die Russen siegten, gebe es keinen König von Preußen mehr. Zugleich gab er ihm einen Brief an den König mit, worin es hieß: „Sie waren imstande, mit einigen Opfern alles ins reine zu bringen. Sie haben nach dem Würfelbecher gegriffen, die Würfel werden nun entscheiden." Dieser Brief erregte in dem Könige wieder so heillose Angst, daß er statt Hardenbergs, den ihm Stein empfahl, vielmehr eben diesen Zastrow zu Haugwitzens Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen bestellte, also einen Mann, der die Haugwitzische Politik vom Anfang bis zu Ende mitgemacht hatte und womöglich ein noch ärgerer Verräter war, als Haugwitz selbst.

Digitized by Google

Das einzige Opfer der angeblichen königlichen Ermannung wurde der einzige Mann in des Königs Umgebung. Stein war zu sehr Franzosenfeind, aus Gründen immerhin, die in seiner historischen Stellung begreiflich waren, als daß er nicht die Gefahren der Russenfreundschaft unterschätzt hätte: immer aber war er sich klar darüber, daß sich die Franzosen nur mit ihren eigenen Waffen schlagen ließen, daß der altpreußische Staat, wie er sich ausdrückte, überhaupt erst eine Staatsverfassung haben müsse, ehe er auch nur kämpfen, geschweige denn siegen könne. Stein nahm nun die Pläne wieder auf, die er schon im Frühjahr betrieben hatte; er wollte ein wirkliches Ministerium an Stelle der unverantwortlichen Clique setzen, die den Staat aus einer Niederlage in die andere stürzte.

Die Umstände schienen äußerlich günstig zu liegen. Lombard hatte schon im Oktober der allgemeinen Verachtung weichen müssen, allerdings geehrt durch „ein höchst schmeichelhaftes Handschreiben" des Königs; nun war auch Haugwitz gegangen; formell entlassen waren freilich beide noch nicht. So blieben noch die Beyme, Köckeritz und Zastrow zu entfernen, und sie wünschte auch der Zar beseitigt, da sie nach seiner Ueberzeugung im Interesse Frankreichs ständen. Schwerer fiel für Stein ins Gewicht, daß namentlich Beyme, in dem er gewissermaßen den Kopf des Wurmes sah, nicht nur dem Petersburger Hofe verdächtig und widerwärtig, sondern auch im höchsten Grade der Nation verhaßt sei, so daß der König nur durch Beymes Entlassung das Vertrauen seiner Untertanen zurückgewinnen könne.

Auf Beymes Person spitzte sich schließlich der Kampf zu, der sich gerade dadurch als ein Kampf gegen ein System offenbarte, daß Beyme immerhin noch der erträglichste und verständigste der bisherigen Machthaber war. Nach langem und zähem Widerstande bequemte sich der König dazu, eine Art dreiköpfigen Ministerrats einzurichten, worin Rüchel die militärischen, Stein die finanziellen und Zastrow die auswärtigen Angelegenheiten verwalten sollte, doch solle Beyme ständiger Protokollführer dieses Ministerrats sein. Stein lehnte sofort jede Teilnahme an einer solchen Mißgeburt ab, doch bestand der König darauf, daß er daran teilnehme, und verfügte demgemäß, sobald etwas zu verfügen war.

Denn im Dezember mußten Hof und Regierung nach Königsberg flüchten; bis auf einige Bruchstücke der östlichen Provinzen gab es nichts mehr zu regieren, und der neue Ministerrat hatte wenig zu tun. Erst am 30. Dezember war eine Sache zu erledigen, die Stein anging. Zur Zeit der Friedens- und Waffenstillstandsverhandlungen hatte der König der Berliner Bank befohlen, 100 000 Taler an das französische Hofmarschallamt zu zahlen, um die Kosten des kaiserlichen Hofhalts in dem eroberten Berlin zu bestreiten; er hatte dabei Stein, den Chef der Bank, nicht um Rat gefragt oder auch nur benachrichtigt. Nun fragte die Bank an, wie es fortan mit der Zahlung gehalten werden solle, und der König sandte das Schreiben an Stein zur Erledigung im Ministerrate. Stein aber erklärte, er gehöre dem Ministerrat nicht an und könne am wenigsten in dieser Angelegenheit einen gutachtlichen Bericht abstatten, da ihm die Gründe der Bewilligung unbekannt seien. In grimmiger Laune fügte er hinzu: „Beispiellos ist es übrigens wohl, daß

Digitized by Google

die Kosten des Hofstaats des Eroberers von dem aus diesen Provinzen gedrängten Monarchen getragen werden sollen," und in einer Randbemerkung spottete er über die Traktierung Napoleons.

Es dauerte einige Tage, ehe die Antwort kam, denn mit der Jahreswende hatte der König auch Königsberg verlassen und war nach Memel geflohen, in die äußerste Stadt der Monarchie. Stein wollte eben dahin folgen, als er am 3. Januar 1807 eine echt königliche Antwort erhielt. Darin gestand der König in seinem holperigen Deutsch — denn seine Muttersprache zu beherrschen, war ihm so wenig gegeben, wie seinen glorreichen Ahnen —, daß er von jeher einen Widerwillen gegen Stein gehegt, diesen Widerwillen anfangs aber überwunden habe, bis ihn Steins oppositionelle Haltung in den Krisen des verflossenen Jahres wieder erweckt habe. „Aus allen diesem habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staats im Auge zu haben, nur durch Kapricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es tut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann." Auf diesen Wink mit dem Zaunpfahl reichte Stein sofort seine Entlassung ein, die mit trockener Grobheit angenommen wurde: er war aus den preußischen Diensten gejagt worden, wie ein toller Hund.

König Friedrich Wilhelm III. aber zeigte durch dies Schreiben, daß er auf der langen Fluchtreise von Jena bis Memel, auf einer Straße, auf der jeder Meilenstein eine neue Niederlage gesehen hatte, auf der alles verloren gegangen war und zuerst die Ehre, doch ein köstliches Kleinod unversehrt und unverstümmelt gerettet hatte: die ganze strahlende selbstzufriedene Borniertheit des Gottesgnadentums.

Der Feldzug in Ostpreußen.

Der Feldzug, der vom Dezember 1806 bis Juni 1807 in den preußischen Landesteilen östlich der Weichsel geführt wurde, war ein Kampf zwischen Franzosen und Russen, bei dem die Preußen eine ganz untergeordnete Rolle spielten; sie stellten den Russen eine kleine Hilfstruppe und verteidigten mit russischer Hilfe die Festung Danzig. Sonst war ihre Beteiligung rein passiv; Ostpreußen wurde aufs grausamste verheert, von den Russen noch viel grausamer als von den Franzosen.

Es ist auch nur chronologisch, nicht historisch richtig, den Feldzug in Ostpreußen als eine Fortsetzung des Feldzuges in Thüringen zu betrachten.

Digitized by Google

In Thüringen war ein feudaler, durch und durch verfaulter Staat von dem Erben der bürgerlichen Revolution zerschmettert worden; vor dem französischen Volksheere war nach einem prahlerischen, aber nicht unwahren Bilde Napoleons das preußische Söldnerheer verschwunden, wie der Morgennebel vor der Sonne. In Ostpreußen stieß die erobernde Propaganda der bürgerlichen Revolution unmittelbar zusammen mit den wüsten Eroberungsinstinkten einer asiatischen Despotie. Wohl hatten französische und russische Heere schon in den Revolutionskriegen miteinander gerungen, aber auf italienischem, schweizerischem und mährischem Boden; so Auge in Auge hatten sie sich noch nicht gesehen, als nunmehr, wo ein französisches Heer an der russischen Grenze stand.

Auf beiden Seiten regte sich das unheimliche Gefühl, daß hier Gegner aufeinanderstießen, von denen jeder für den anderen unüberwindlich war. In so rauhen und unwirtlichen Gegenden hatten die französischen Truppen noch niemals gekriegt; die Kunst ihrer Tirailleure, die bisher mit ihrem wohlgezielten Feuer die dünnen und langen Linien der Söldnerheere aufzurollen wußten, erlahmte an den festen, endlosen Reihen hintereinander geschichteter Massen der russischen Infanterie, die an alle Unbilden des nordischen Klimas gewöhnt war; Napoleon mußte bis zu einem gewissen Grade auf die alte, von ihm überwundene Kriegsweise zurückgreifen, indem er seine Truppen in Winterquartiere legte und zunächst die in seinem Rücken befindlichen Festungen zu brechen unternahm. Auf der anderen Seite war den russischen Machthabern alle Lust vergangen, mit dem revolutionären Feuer zu spielen, als das französische Heer an ihren Grenzen stand. Sie fürchteten nicht nur die Insurrektion in den ehemals polnischen Landesteilen, sondern weit mehr noch, daß Napoleon das russische Volk weit ins Land hinein zum Aufruhr bringen könne, wenn er die Grenze überschritte, und den Leibeigenen die Freiheit verspräche.

An Zahl war das französische Heer den russisch-preußischen Truppen weit überlegen: etwa 140000 gegen 105000 Mann. Noch weit größer war der Unterschied in der Führung; dem Kriegsmeister Napoleon stand in dem russischen Oberbefehlshaber ein ganz mittelmäßiger Gamaschenknopf gegenüber, General Bennigsen, ein geborener Hannoveraner, der seine Würde vornehmlich der ängstlichen Scheu verdankte, die er als Mörder des Zaren Paul dem Sohne seines Opfers einflößte. Er machte im Januar 1807 einen ungeschickten Vorstoß gegen die Winterquartiere der Franzosen, und Napoleon glaubte nach seiner gewohnten Art die Gelegenheit benutzen und mit einem furchtbaren Gewaltschlage das russisch-preußische Heer bis an oder über die russische Grenze zurückwerfen zu können. Aber nach anfänglichem Zurückweichen stellte sich Bennigsen bei Preußisch-Eylau zur Schlacht; am 7. und 8. Februar 1807 entbrannte der Kampf so mörderisch, wie vielleicht noch nie in dieser schlachtenreichen Zeit; schon geriet der rechte Flügel der Russen ins Weichen, als die preußische Hilfstruppe von 6000 Mann, die angeblich von dem schwachsinnigen Junker Lestocq, tatsächlich aber von Scharnhorst befehligt wurde, gerade noch rechtzeitig eintraf, um ihn zu stützen. Die Schlacht blieb unentschieden; es war die erste, die Napoleon nicht gewann, und obgleich er sie in seinen Bulletins als Sieg ausgab, fielen die Papiere an der Pariser Börse wie nach einer Niederlage.

Digitized by Google

Fünf Tage darauf sandte der französische Kaiser den General Bertrand an den preußischen König und bot ihm den Frieden an. Er wünsche dem Unglück des Landes ein Ziel zu setzen und die preußische Monarchie wiederherzustellen, die als Zwischenmacht der Ruhe Europas wegen notwendig sei; auf Polen lege er keinen Wert mehr, seitdem er die Polen kenne; sobald der Friede geschlossen worden sei, werde er seine Truppen aus den preußischen Provinzen zurückziehen. Der König aber gab eine abschlägliche Antwort; er werde seinen Bundesgenossen treu bleiben, den Russen wie den Engländern, mit denen er eben Frieden geschlossen hatte.

In den patriotischen Geschichtsbüchern figuriert dieser Handel als schlagender Beweis für die „korsische Tücke" und die „preußische Treue". Es wird dabei unterstellt, daß Napoleon durch gleißnerische Vorspiegelungen die preußische Hilfe habe gewinnen wollen, um erst Rußland niederzuwerfen, dann aber Preußen um so ärger zu demütigen, wobei er jedoch an der ritterlichen Gesinnung des preußischen Königs seinen Meister gefunden habe. Es ist nun aber nicht abzusehen, was dem französischen Kaiser an den paar tausend Mann preußischer Hilfstruppen hätte liegen sollen, bei der ziffernmäßigen Ueberlegenheit, die er ohnehin besaß. Der Schlachtensieg stand für ihn ganz außer Frage, da er bis zur besseren Jahreszeit ungleich stärkere Kräfte heranziehen konnte, als die schon bis zum Tode erschöpften Russen und Preußen. Die wirklichen Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, lagen ganz wo anders; sie waren nicht zu beseitigen mit den Hintergedanken, die er bei seinem Friedensantrage gehabt haben sollte, sondern nur auf dem Wege, den er offen mit diesem Antrage beschritt.

Napoleon wollte aus dem Kriege heraus, den er an der russischen Grenze führte, und die preußische Monarchie wollte er wiederherstellen, freilich nicht, um den ostelbischen Junkern oder der Dynastie Hohenzollern ein Gaudium zu bereiten, sondern um das zivilisierte Europa vor dem Drucke der russischen Eroberungswut zu schützen. In ähnlicher Lage war einst König Friedrich seiner Sucht des Länderschachers erlegen: vor die Wahl gestellt, entweder Polen als europäische Vormauer gegen Rußland zu erhalten, oder sich selbst die Wucht der russischen Eroberungsgier auf den Hals zu ziehen, hatte er das schlechtere Teil erwählt, so klar er die Folgen durchschaute. Vor dieser selbstmörderischen Politik empfand Napoleon ein natürliches Grauen; der Erbe der bürgerlichen Revolution scheute vor dem großen Sündenfalle zurück, der ihm in seiner Lage sonst nur noch übrig blieb und ihm zum Verhängnis werden mußte, wie er ihm tatsächlich zum Verhängnis geworden ist, nämlich mit einem asiatischen Despotismus die Herrschaft über die Welt zu teilen.

So wenig ihn „korsische Tücke" bei seinem Vorschlage leitete, so wenig wurde er von „preußischer Treue" abschläglich beschieden. Es sei denn, daß man auch von der Keuschheit einer gefälligen Dame reden dürfte, wenn sie dem hundertsten Liebhaber einen Korb gibt, nachdem sie mit neunundneunzig willig geschäkert hat. Der französische Antrag traf in Memel, wie üblich, auf die helle Konfusion. Zastrow als auswärtiger Minister wollte ihn annehmen, freilich nur aus schlotternder Angst, ohne zu begreifen, um was es

Digitized by Google

sich handelte. Hardenberg aber war dagegen, jedoch auch nur, weil er nicht einsah, daß Napoleons Antrag die Handhabe bot, die einer kräftigen und selbständigen Politik wohl ermöglichen konnte, dem von Grund aus reformierten Preußen eine selbständige Stellung zwischen Frankreich und Rußland zu sichern. Hardenberg begriff weder die Notwendigkeit der inneren Reform in dem notwendigen Maße, noch auch hatte er sich völlig von der Haugwitzischen Kabinettspolitik freigemacht, an deren Sünden er allzu reichlichen Anteil gehabt hatte. Vom Baseler Frieden bis kurz vor der Schlacht vor Jena war er ein eifriger Befürworter des französischen Bündnisses gewesen, als eines Gegengewichts gegen den österreichischen Einfluß in Deutschland; jetzt hatte er sich ganz auf die Gegenseite geworfen und schwur auf den österreichisch-preußischen Dualismus als das einzige Heil Deutschlands. Er wollte von einem französischen Bündnis schlechterdings nichts mehr wissen und fand beim Könige um so willigeres Gehör, als dieser vom Zaren ganz und gar eingeseift worden war, von ihm allein die völlige Wiederherstellung des altpreußischen Staats erwartete.

Die Russen waren in weit höherem Grade als die Franzosen auf die preußische Hilfe angewiesen, selbst schon rein militärisch; für sie bedeuteten bereits die paar tausend Mann etwas, die sie bei Preußisch-Eylau vor einer entschiedenen Niederlage gerettet hatten. Dann aber lag ihnen daran, Ostpreußen zu behaupten, was bei einem französisch-preußischen Bündnis unmöglich gewesen wäre. Und zwar wollten sie darin bleiben, um die Provinz zu einer völligen Wüste und so den französischen Heeren das Ueberschreiten der russischen Grenze unmöglich zu machen. Die russischen Bundesgenossen verheerten die Provinz so entsetzlich, daß die unglücklichen Bewohner auf den Knien das Herannahen der Franzosen erflehten.

Knesebeck, ein höherer preußischer Offizier, schrieb an Scharnhorst und bat ihn, für den Frieden zu wirken: „Die Not und Druck des Landmanns unter dem Kantschu überschreitet alle Grenzen. Die Leute in den mehrsten Dörfern sind so rein ausgeplündert, daß sie sich das Wenige, wovon sie leben, von den Kosaken erbetteln müssen. Viele sterben dabei vor Hunger, und man hat in mehreren Dörfern, wo Truppen eingerückt sind, unbegrabene Leichen in den Häusern gefunden ... Sie können es mir glauben, man denkt jetzt an nichts anderes, als das Land zu verwüsten und durch diese Wüste sich selbst zu decken ... Sie selbst, mein würdigster Freund, können diese russische Wirtschaft und diese Politik, so wie ich sie jetzt durch meinen langen Aufenthalt bei dieser Armee kenne, unmöglich ganz so glauben. Aber, was ich Ihnen sage, ist die reinste Wahrheit. Die Menschen wollen nichts tun, als unser Land verwüsten und aussaugen, um sich selbst durch diese Wüste zu decken. Der edle Alexander mag befehlen da hinten, was er will, es wird doch nichts geschehen."

Es geschah auch wirklich nichts, denn der „edle Alexander" hatte nichts Besseres zu tun, als den preußischen König am Narrenseile zu führen. Aus Petersburg ließ er ihm entbieten, eher werde er seine Krone opfern, als zugeben, daß der König ein Sandkorn seines Staates verliere. Dann kam der Zar selbst mit neuen Truppen heran, die er dem Könige in einer Parade vorführte, um ihn dann, wie er es liebte, in einer schauspielerischen Szene vor versammeltem Kriegsvolke zu umarmen und unter Tränen auszurufen:

Digitized by Google

„Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden?“ Der blöde Tor von König glaubte das alles und ergrimmte gar sehr gegen Napoleon, dem er eben erst die Stiefel geküßt hatte.

Einstweilen glaubte der zarische Komödiant auch noch an seine Mätzchen. Er wollte noch immer den Heerführer der feudalen Reaktion spielen; am 26. April brachte er mit Hardenberg den Bartensteiner Vertrag fertig, als Grundstein einer neuen Koalition. Beide Mächte verpflichteten sich, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Deutschland befreit und Frankreich über den Rhein zurückgeworfen sei. Das linke Rheinufer sollte durch eine Reihe von Festungen gesichert, Oesterreich im Südwesten durch Tirol und die Minciolinie geschützt werden; statt des Rheinbundes sollte ein deutscher Bund souveräner Staaten unter der gemeinsamen Führung Oesterreichs und Preußens entstehen. Preußen sollte natürlich mit Abrundungen und verstärkten Grenzen aus dem Grabe erweckt werden; auch die Vergrößerung des welfischen Hausbesitzes auf deutschem Boden war vorgesehen. Man wollte dadurch England gewinnen, das mit seinen Subsidienzahlungen sehr flau geworden war, nachdem sich Frankreich und Rußland ineinander verbissen hatten. Es hatte gar nichts dagegen, daß sich beide Mächte gegenseitig abmatteten; namentlich weigerte sich die englische Regierung, zum größten Kummer des Zaren, einen Pump von sechs Millionen Pfund Sterling zu garantieren, den er auf dem englischen Geldmarkt anzulegen gedachte.

Eine dringendere Sorge erwuchs ihm aber noch aus dem wachsenden Widerwillen des russischen Heeres gegen den Krieg. Seit der Schlacht von Eylau waren die kriegerischen Operationen ganz ins Stocken geraten; nur Danzig wurde von den Franzosen belagert, ohne daß Bennigsen einen ernsthaften Versuch machte, die Festung zu entsetzen; sie kapitulierte am 23. Mai. Kalckreuth hatte sie schlecht genug verteidigt, aber da er sich ein paar Monate gehalten hatte, so gewann er doch in dieser Zeit der biblischen Wunder, wo die Mauern preußischer Festungen schon vor einem bloßen Trompetenstoße des Feindes zusammenzubrechen pflegten, eine Art von Ansehen, das er alsbald zum völligen Verderben des preußischen Staats anwenden konnte und auch anwandte.

Der Fall von Danzig veranlaßte Bennigsen, einige tölpelhafte Bewegungen gegen den Feind zu machen, der sich inzwischen auf 200000 Mann verstärkt hatte, während das preußisch-russische Heer sich trotz aller Zuzüge auf höchstens 120000 Mann belief. Napoleon griff schnell zu und nun gelang ihm, was ihm im Februar mißlungen war; am 14. Juni zersprengte er in der Schlacht bei Friedland das feindliche Heer, das in wilder Flucht bis nach Tilsit zurückwich, dicht an die russische Grenze.

Bennigsen selbst machte nun den Dolmetsch des Heeres, das ungestüm den Frieden verlangte, und schon drei Tage nach der Schlacht bei Friedland sandte der Zar seine Unterhändler an Napoleon, ohne seinen preußischen Bundesgenossen auch nur zu fragen.

Der Tilsiter Friede.

Im französischen Hauptquartier fanden die Friedensboten des Zaren bereitwillige Aufnahme; auch Napoleon war des Krieges überdrüssig. Am 21. Juni wurde ein Waffenstillstand zwischen Franzosen und Russen abgeschlossen, von dem jedoch Preußen ausgeschlossen blieb.

Digitized by Google

Es geschah auf Napoleons Verlangen und nicht etwa, weil man in Memel noch kriegslustig gewesen wäre. Vielmehr waren hier die Köckeritz und Zastrow wieder oben auf; „ich verspreche mir," schrieb Stein, „nichts von den Ingredienzien des Hofes von Memel; es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gärung fähig; ich erwarte mir von leeren, wüsten und platten Leuten nichts." Das eifrigste Bestreben dieser Leute ging dahin, Hardenberg von den Waffenstillstandsverhandlungen fern zu halten und statt seiner den „alten Bösewicht" Kalckreuth als preußischen Unterhändler ins französische Hauptquartier zu senden.

Es gelang ihnen auch, immerhin mit der Einschränkung, daß Kalckreuth bei den Franzosen anklopfen sollte, ob Hardenberg als Friedensunterhändler genehm sein würde. Umgehend sandte der elende Intrigant einen Adjutanten zurück, der nicht grell genug zu schildern wußte, wie erzürnt Napoleon auf Hardenberg sei; lieber werde der Kaiser noch vierzig Jahre Krieg führen, als mit Hardenberg unterhandeln. Kalckreuth schloß dann am 25. Juni einen Waffenstillstand ab, worin er einwilligte, daß die noch belagerten Festungen während der Waffenruhe nicht mit Lebensmitteln versorgt werden dürften, während er nichts darüber bestimmen ließ, was aus den Besatzungen werden sollte, wenn der Hunger sie in dieser Zeit zur Kapitulation zwänge.

Am selben Tage hatte Napoleon mit dem Zaren die erste Zusammenkunft auf einem Floß, mitten im Memelstrom bei Tilsit. Das Ergebnis ist weltbekannt. Beide beschlossen, sich die Herrschaft über die Welt zu teilen, beide betrogene Betrüger. Napoleons ganzer Groll ergoß sich nun über den preußischen König, der sein zarisches Satrapentum bitter büßen mußte und aufs schmählichste von seinem Lehnsherrn verraten wurde. Während der Kaiser und der Zar in Tilsit miteinander schmausten und zechten, wurde Friedrich Wilhelm in allen Ecken und Winkeln herumgeknufft, als ein überlästiges Möbel, das jedem im Wege stand.

Immer noch blieb — wenn es erlaubt ist, einen paradoxen Zustand mit einem paradoxen Worte zu kennzeichnen — seine Beschränktheit schrankenlos. Er ließ sich von seiner kläglichen Umgebung dazu breitschlagen, seine Frau nach Tilsit kommen zu lassen, um von Napoleon mildere Friedensbedingungen zu erbitten. Sie hatte ehedem mit schriller Stimme gerufen: das Ungeheuer muß niedergeschlagen werden! und war dann mit ins Feld gezogen, um dies heroische Programm auszuführen; wenn Napoleon sie dafür in seinen Bulletins mit ein paar derben Wachtstubenwitzen regalierte, so war das nicht großmütig und nicht einmal höflich, aber immerhin auch nicht solch Verbrechen an einer „engelgleichen Gestalt", wie die preußischen Patrioten darin sahen und sehen. Faßte man aber einmal die Sache so tragisch auf, dann war es ein unglaubliches Stück, daß die Königin wirklich in Tilsit erschien und bei Napoleon antichambrierte.

Er spielte diesmal den höflichen Mann, machte galante Redensarten so viel preußischer Patriotismus irgend begehren mochte. Dann aber lachte er hell auf, als die Kalckreuth und Konsorten ihn darauf festnageln wollten: das seien Höflichkeitsphrasen, die zu nichts verpflichteten. An seine Frau

Digitized by Google

meldete er: Sie war sehr kokett, aber sei nicht eifersüchtig; dergleichen gleitet an mir ab, wie Wasser am Wachstuch.

Er war unerbittlich; wie vorher schon den Waffenstillstand, so weigerte er sich jetzt, gleichzeitig den Frieden mit Preußen und mit Rußland zu schließen. Am 7. Juli einigte er sich mit dem Zaren, der nicht nur keinen Verlust an Land und Leuten erlitt, sondern aus der preußischen Beute noch das Gebiet von Bialystock, einen Landstrich von 206 Geviertmeilen und 184000 Einwohnern zuerteilt erhielt, ihn auch mit der vollkommenen Seelenruhe des untadeligen Biedermannes annahm. Ja, er blähte sich noch als Wohltäter seines preußischen Satrapen auf, weil sich Napoleon in dem französisch-russischen Friedensvertrage bereit erklärte, „aus Achtung vor dem Kaiser aller Reußen, und um den aufrichtigen Wunsch zu betätigen, beide Nationen durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden," dem Könige von Preußen einen Teil seiner Gebiete zurückzugeben, die in der Urkunde einzeln aufgezählt wurden. Es war die kleinere Hälfte des altpreußischen Staates; entrissen blieben ihm alle Gebiete jenseits der Elbe und die ehemals polnischen Landesteile, die als Herzogtum Warschau dem neuen Könige von Sachsen zuerteilt wurden, der dieses Eigentum als ehedem preußischer Verbündeter in die Tasche steckte, ebenfalls mit der vollkommenen Seelenruhe des untadeligen Biedermannes.

Nach der Einigung zwischen Frankreich und Rußland wurde dem preußischen Unterhändler von Napoleon bedeutet, daß der preußische Staat und die hohenzollernsche Dynastie nur seiner Nachsicht und der Freundschaft Rußlands ihr ferneres Dasein zu danken hätten. Das Weitere wäre bei Talleyrand zu erfragen, der seinerseits den französisch-preußischen Friedensvertrag mit den Bestimmungen, die schon in der französisch-russischen Urkunde vorhanden waren, und mit dem Bedeuten vorlegte, zu handeln sei weiter nichts, sondern nur zu unterschreiben, und zwar binnen zweier Tage, da der Kaiser sobald als möglich nach Frankreich zurückzukehren wünsche.

Jedoch ertrug Kalckreuths Genialität diese Einengung nicht, ohne sich drei Tage später um so herrlicher zu entladen. Am 12. Juli schloß er mit Berthier, dem Generalstabschef Napoleons, in Königsberg eine Konvention ab, wonach die Räumung der von den Franzosen besetzten Provinzen des preußischen Staates am 20. Juli beginnen und am 1. November vollendet sein solle. Jedoch solle die Räumung erst erfolgen, wenn die dem Lande auferlegten Kontributionen abgetragen worden seien, über deren Höhe weder im Friedensvertrage noch in der Konvention irgend etwas festgesetzt wurde, so daß sie ganz dem Belieben Napoleons überlassen blieb. Erst wenn diese Kontribution abgezahlt wäre, sollten die Einkünfte des Staates wieder in die königlichen Kassen fließen und bis dahin auch die im Lande zurückbleibenden französischen Truppen sämtlich vom Lande verpflegt werden, wobei wiederum dem Belieben Napoleons überlassen wurde, ob es 200 oder 200000 Mann sein sollten.

Genug, diese Militärkonvention ließ die kleinere Hälfte des Staates, die dem hohenzollernschen Könige zurückgegeben werden sollte, an Händen und Füßen geknebelt, in der Gewalt des Eroberers. Ein deutscher Patriot meinte damals, der preußische Unterhändler dieser Konvention gehöre ins

Digitized by Google

Irrenhaus oder an den Galgen. Glücklicherweise wachte aber eine höhere Vorsehung über dem Träger der preußischen Staatsraison. Kalckreuth ist erst im Jahre 1818 als königlich preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin, hoch geehrt von seinem dankbaren Könige und Vaterlande, sanft und selig entschlafen.

Schluß.

Ins Irrenhaus oder an den Galgen — man wäre versucht, die Geschichte des ostelbischen Junkertums zur Zeit von Jena in dieser Alternative zusammenzufassen. Allein das hieße an der Oberfläche der Dinge haften bleiben, mit moralischen Betrachtungen, die mit historischen Erkenntnissen nichts zu tun haben.

So wie die damaligen Junker waren, so mußten sie sein, dank der furchtbaren Fäulnis, worin der altpreußische Staat verkam. Wenn es kein Bürgertum gab, das ihr Rückgrat brach, so dienten sie wider ihren Willen dem historischen Fortschritt, indem sie durch ihre treulose und verräterische Politik eine Fremdherrschaft heraufbeschworen, die als solche ein historischer Fortschritt war. Graf Posadowsky, immerhin der verständigste der gegenwärtigen preußischen Minister, erfreute und erleuchtete den Deutschen Reichstag im vergangenen Winter durch eine Vorlesung über „die politisch und wirtschaftlich fürchterliche Zeit der Franzosenwirtschaft in Deutschland"; etwa in dem Stile, worin eine alte brave Großmutter in der Kinderstube ihren Enkelchen Historie dozieren mag, erläuterte er, „was die Franzosenherrschaft in Deutschland bedeutete an Rechtlosigkeit und Knechtschaft." Nun besteht nirgendwo ein Zweifel an der Unannehmlichkeit der Fremdherrschaft, und gerade von der Seite, gegen die Graf Posadowsky polemisierte, wird bereitwillig anerkannt, daß es tausendmal besser gewesen wäre, wenn eine große deutsche Revolution mit dem feudalen Junker- und Pfaffentum ebenso energischen und kurzen Prozeß gemacht hätte, wie die große französische Revolution. Allein da das nun einmal nicht geschehen ist und nach den historischen Existenzbedingungen Deutschlands auch nicht geschehen konnte, so ist es allein die napoleonische Fremdherrschaft gewesen, die Deutschland vor dem Schicksale Polens bewahrt hat.

Nicht nur dadurch, daß sie den altpreußischen Staat und das heilige römische Reich deutscher Nation zerbrach, sondern auch dadurch, daß sie bürgerliche Reformen einleitete. Wie die napoleonischen Vasallen in den Staaten des Rheinbundes mit solchen Reformen beginnen mußten, so mußte es auch der preußische Staat tun, und zwar gezwungen durch die Fremdherrschaft. Es gehört zu den ärgsten Geschichtsfälschungen, zu sagen, daß König- und Junkertum, durch die bitteren Erfahrungen von Jena belehrt, in sich gegangen wären und die Bahn der Reformen betreten hätten. Schon die Zeit von Jena bis Tilsit liefert tausendfältigen Beweis dagegen; ein Vierteljahr nach Jena, als Friedrich Wilhelm III. durch einen „ungeheuren, unbegreiflichen" Brief den Freiherrn von Stein davongejagt hatte, schrieb Niebuhr, der bedeutendste unter den damaligen Historikern: „Nur durch ein solches Maß der Verblendung und des Wahnsinns läßt sich der Gang der

Digitized by Google

Auflösung begreifen, der dieses Land zum Untergange geführt hat." Der König und die Junker sind selbst durch Jena nicht belehrt worden; es war vielmehr Napoleon, der dem Könige nach dem Tilsiter Frieden die Wiederberufung Steins anbefahl.

Man hat diese bei Steins bekannter Franzosenfeindschaft scheinbar unerklärliche Handlungsweise Napoleons aus dem Behagen erklären wollen, das der französische Kaiser empfunden habe, dem von ihm grenzenlos verachteten Preußenkönige einen von diesem eben mit Schimpf und Schande verjagten Minister wieder aufzuzwingen. Möglich, daß ein ähnlicher Gesichtspunkt mitgespielt hat; da Friedrich Wilhelm III. bei seinen Zusammenkünften mit Napoleon in Tilsit unanständig genug gewesen war, auf Stein zu lästern, so wäre es nicht einmal Schadenfreude, sondern eine ganz anständige Regung des französischen Kaisers gewesen, einen so edlen Fürsten durch die Wiederberufung Steins zu strafen.

Indessen ob nun solch ein Gesichtspunkt mitgespielt hat oder nicht, so ist er jedenfalls in dem großen historischen Zusammenhange der Dinge sehr nebensächlich gewesen. Wenn der Erbe der bürgerlichen Revolution die Wiedereinsetzung Steins verlangte, so folgte er einem Gebote der Selbsterhaltung, das sich dann in der Dialektik des historischen Prozesses freilich auch als ein Gebot der Selbstvernichtung erweisen sollte. Denn die bürgerlichen Reformen, die den historischen Rechtstitel seiner Eroberungen bildeten, erweckten auf die Dauer, und um so lebhafter, je weiter sie sich erstreckten, das nationale Bewußtsein der Völker, das im feudalen Kastenstaate nicht erwachen konnte, aber, sobald es einmal erwacht war, das drückende Joch der Fremdherrschaft abschütteln mußte.

Diesen historischen Prozeß im einzelnen zu schildern, würde über den Rahmen dieser Schrift weit hinausführen; hier mag es genügen, die Tatsache festzustellen, daß die Reformen nach Jena allein dem Drucke und Zwange der Fremdherrschaft zu danken gewesen sind, nicht aber dem ostelbischen Junkertum, das diese Reformen und ihre Träger, wie viel oder wie wenig an ihnen war, mit dem giftigsten, kein noch so schlechtes und noch so schändliches Mittel verschmähendem Hasse bekämpft hat.

Unter dem zähesten Widerstande des Junkertums hat sich noch jeder historische Fortschritt auf deutschem Boden vollzogen, und ehe die Nation nicht diesen Alp aus ihrem Nacken geschüttelt hat, ermangelt sie des historischen Rechts, sich zu den großen Kulturvölkern des zwanzigsten Jahrhunderts zu zählen.

Digitized by Google

Quellennachweise.

Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807, eine bekanntlich aus den Akten des amtlichen Kriegsarchivs geschöpfte Darstellung, die bereits 1850 erschien, „ungeschminkt und unparteiisch", wie Engels sie einmal nennt.

Nicht das gleiche Lob gebührt einer Reihe älterer historischer Werke, die ich benutzt habe: Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Begründung des Deutschen Bundes; Droysen, Leben Yorks; Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800; Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert; Bernhardi, Geschichte Rußlands; hin und wieder auch Philippson, Geschichte des preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen.

Alle diese Werke sind mehr oder weniger borussifiziert, aber dennoch unentbehrlich, weil ihren Verfassern die amtlichen Archive in Deutschland und zum Teil auch im Auslande zugänglich gewesen sind. Namentlich Sybels Werk muß noch immer benutzt werden, um den Zusammenhang der französischen und der polnischen Zustände im Zeitalter der Revolutionszeit zu verstehen, so tendenziös der Verfasser sowohl nach der französischen wie nach der polnischen Seite verfährt. Immerhin läßt sich die Tendenz bei diesen Historikern mit der nötigen Vorsicht einigermaßen ausschalten, zumal da sie längst verwittert ist und bis zu einem gewissen Grade von selbst abbröckelt.

Bedeutend über dieser Reihe älterer Werke steht eine Reihe historischer Darstellungen aus neuerer Zeit, von denen ich nur die Biographien König Friedrichs von Koser, Gneisenaus von H. Delbrück, Scharnhorsts und Steins von M. Lehmann nennen will. Wenngleich alle diese Autoren den bürgerlich-preußischen Standpunkt nicht verleugnen, so sehen sie die Dinge doch viel ehrlicher, klarer und nüchterner, als die Sybel und Treitschke. Namentlich die Biographien Scharnhorsts und Steins enthalten wertvolle Fingerzeige.

Für das erste Kapitel, den altpreußischen Staat, ist außer Koser und Lehmann vielfach die ältere friedrizianische Literatur herangezogen worden, doch will ich sie nicht im einzelnen aufzählen. Ich begnüge mich, auf die kürzlich erschienene zweite Auflage meiner Lessing-Legende zu verweisen, wo ich diese Literatur verzeichnet und mich in einem ausführlichen Vorworte zu den neueren Streitfragen der friderizianischen Forschung geäußert habe.

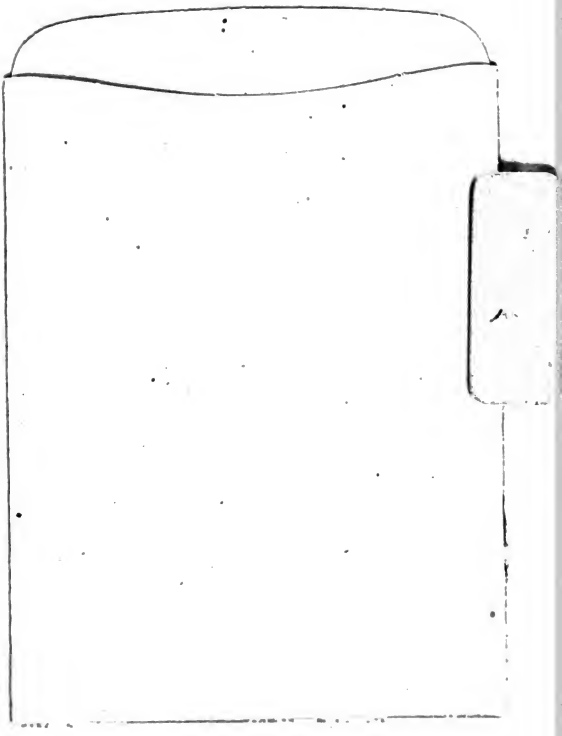
Von Schriften, die zum Säkulärtage von Jena erschienen sind, sei ein Werk des Großen Generalstabes hervorgehoben: 1806, das preußische Offizierkorps und die Untersuchung der Kriegsereignisse. Es ist aus mehr als 600 Aktenbänden des Kriegsarchivs herausgearbeitet worden und bestätigt, was auch sonst schon bekannt war, daß nach Jena verhältnismäßig wenige Bestrafungen von Offizieren stattgefunden haben. Daraus folgt jedoch nicht, wie die patriotische Presse mit einem logischen Kopfsprunge behauptet, daß der Kern des damaligen Offizierkorps gut und tüchtig gewesen sei, sondern vielmehr nur, daß eine Krähe der anderen die Augen nicht aushackt; nur die außerordentliche Lahheit der damaligen Kriegsgerichte, die zum Beispiel Droysen in seiner Biographie Yorks schon vor sechzig Jahren hervorhob, findet dadurch eine amtliche Bestätigung.

C. Freiherr v. d. Goltz, General der Infanterie: Von Roßbach bis Jena und Auerstädt, ist eine wissenschaftlich wertlose, aber politisch insofern ganz nützliche Schrift, als sie zeigt, daß die ostelbischen Junker zu der Rasse gehören, die nichts lernt und nichts vergißt. In meinem Texte habe ich gelegentlich einen kritischen Blick auf sie geworfen, ihre eigentümlichen Zitierkünste aber näher beleuchtet in der Neuen Zeit, Nr. 43 des laufenden Jahrgangs.

Digitized by Google

89095912556

B89095912556A



Digitized by Google

89095912556
b89095912556a

Leipziger Buchdruckerei
:: Aktiengesellschaft ::

Digitized by Google